1,40 DM / Band 105
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Bestie von Soho

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 26 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Die Bestie von Soho

John Sinclair Nr. 105

von Jason Dark

erschienen am 08.07.1980

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Die Bestie von Soho

Er hieß Golo Gulerian und war ein begabter Maler.

Seine Anhänger fanden sich in allen Bevölkerungsschichten. Gulerian malte die Bilder der Apokalypse. Grauenhaft, schrecklich und faszinierend. Doch kaum jemand wußte, daß diese Welten existierten, die er malte. Der Teufel persönlich hatte ihn dorthin geführt und ihm den Auftrag gegeben, die Dimensionen des Schreckens nachzuzeichnen.

Denn sie sollten einmal die Heimat für seine Diener werden. Als die Bilder lebendig wurden und die Monster aus der Hölle kamen, schien Satans Plan aufzugehen…

Das Grauen war bereits nah, nur merkte niemand etwas davon!
Auch nicht Donald Shuler, der Farmer, der an diesem frühen Abend noch über seine Felder schritt. Er ging über den schmalen Trampelpfad, der an der Nordseite des großen Roggenfeldes entlangführte und in einen Weg mündete, in dem breite Traktorreifen ihre Spuren hinterlassen hatten.
Der Weg führte geradewegs auf sein Haus zu, das er mit seiner Frau und den beiden Söhnen bewohnte.
Über dem Land lag ein grauer Himmel. Die Dämmerung schob sich langsam heran.
Noch dunkler war die gewaltige Wolke, die über den Himmel segelte und den Windstößen nicht so recht gehorchen wollte, denn sie trudelte einmal nach Westen, dann wieder nach Osten und beim dritten Mal in eine andere Richtung.
Fast schien es so, als würde die Wolke ein eigenes Leben führen…
Farmer Shuler hatte dafür keinen Blick. Ihn interessierte nur seine Ernte, und die würde in diesem Jahr wieder mager genug ausfallen. Der Boden gab nicht mehr viel her. Er mußte unbedingt gedüngt werden, doch Dünger kostete Geld, und Geld hatten die Shulers momentan nicht. Ihr Erspartes war draufgegangen, als sie sich eine neue Dreschmaschine kauften, jetzt standen sie ohne Reserven da.
Nur gut, daß sie noch den Garten hatten. So gelang es ihnen, als Selbstversorger über die Runden zu kommen. Und das Fleisch gaben ihnen die Tiere.
Die Wolke senkte sich inzwischen tiefer.
Unmerklich zwar, aber stetig näherte sie sich dem Erdboden. Sie hatte sich längst aus dem Grau des Himmels gelöst und war dabei, Kurs auf das einsam stehende Bauernhaus zu nehmen.
Davon sah Donald Shuler nichts.
Er erreichte die Einmündung des Weges, wandte sich nach rechts und schritt auf sein Ziel zu. Der Abendwind war unangenehm kalt.
Zu kalt eigentlich, denn seit zwei Tagen war es bereits Frühling.
Aber nur auf dem Kalender, denn in der letzten Nacht hatte es sogar geschneit, und so etwas tat keiner Ernte gut. Nicht bei Schneefall zu dieser Jahreszeit.
Shuler stellte den Kragen seiner Wetterjacke hoch. Obwohl er vierzig Lenze zählte, sah er aus wie ein Fünfzigjähriger. Das harte Leben hatte ihn geprägt und in seinem Gesicht Spuren hinterlassen.
Es erinnerte manchmal an eine Landkarte mit seinen zahlreichen Furchen und Einbuchtungen. Dafür besaß die Haut jedoch eine gesunde Farbe.
Der Bauer schritt durch die tiefen Traktorspuren. Getauter Schnee hatte Pfützen hinterlassen, manchmal schimmerte deren Oberfläche bunt. Das waren Ölrückstände, die man überall fand.

In Gedanken versunken ging Don Shuler weiter. Und noch immer fiel ihm die Wolke nicht auf.

Dann aber sah er sie.

Angewurzelt blieb er stehen.

Die Wolke hing genau über seinem Haus.

Aber was war das für eine Wolke, die an den Rändern heller und in der Mitte dunkler war? Allein ihr Anblick strömte eine Drohung aus, und der Farmer zog irritiert die Augenbrauen zusammen.

Was hatte das zu bedeuten? Normalerweise schwebten Wolken oben am Himmel, aber diese befand sich nur knapp über dem Dach seines Hauses.

Und nach Regen sah es auch nicht aus, denn dann würde die gesamte Wolkendecke tiefer hängen.

Ein ungutes Gefühl beschlicht den Farmer, und er hatte plötzlich Angst um seine Familie. Hester war mit den beiden zehnjährigen Kindern allein zu Haus. Der Farmer hätte es sich nie verziehen, wenn seiner Familie etwas geschehen wäre.

Er lief jetzt schneller und verfiel in einen Dauerlauf.

Sein Atem stand als heller Dampf vor dem Mund, während er den Kopf erhoben hielt, um die Wolke weiterhin zu beobachten.

Sie bewegte sich nicht.

Schon erreichte er sein Grundstück. Links erschien der alte Zaun, dahinter lag die Wiese, wo tagsüber die Gänse herumliefen.

Um diese Zeit jedoch waren die Tiere im Stall, auch die acht Kühe und fünfzehn Schweine.

Vor dem Bauernhaus befand sich ein größerer Platz. Dort wuchs auch die alte Linde, die ihre Äste ausbreitete und ein schützendes Dach bildete, unter dem auch die beiden Bänke standen. Sie leuchteten in einem satten Grün.

Die Stallungen befanden sich rechts neben dem Wohnhaus. Etwas dahinter lag die Scheune.

Ihr Dach mußte auch erneuert werden, denn an einigen Ställen regnete es bereits durch.

Donald Shuler lief auf die dicke Haustür zu und stieß sie auf. Bevor er jedoch eintrat, warf er noch einen Blick in die Höhe.

Die Wolke stand noch immer über dem Haus!

Hastig schloß der Farmer die Tür. Im Haus fühlte er sich geborgen. Hier war er sicher vor den Unbillen der Natur. Er hatte bereits oft Unwetter erlebt, und im Haus waren er und seine Familie nie in Gefahr gewesen.

Mit dem Handrücken wischte er sich über die Stirn. Die Lauferei hatte ihn ganz gehörig ins Schwitzen gebracht.

Don Shuler stand in der großen Diele, deren Boden mit rechteckigen roten Fliesen gekachelt war. Links ging es zu den Stallungen.

Don Shuler hörte die Tiere. Er vernahm ihr Schnauben und das Grunzen, Geräusche, die er seit seiner Kindheit gewohnt war.
Links führten drei Steinstufen hoch zur Küche.
»Don?« rief eine Frauenstimme. »Bist du schon zurück?«
Shuler stieg die Stufen hoch und öffnete die Küchentür. »Wie du siehst.«
Hester, seine Frau, stand vor dem großen Herd und rührte in einem gewaltigen Topf die Suppe um. Die Bäuerin hatte schon Fleisch zurechtgeschnitten, das sie in die Suppe geben wollte.
»Das Abendessen ist aber noch nicht fertig. Ich habe so früh noch nicht mit deiner Rückkehr gerechnet.«
Shuler nickte. »Ist alles in Ordnung?«
»Ja.«
»Und wo sind die Kinder?«
»Oben. Sie spielen.«
Don Shuler nickte.
Seine Frau verließ den Platz an ihrem Herd und ging auf den Farmer zu. Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab und legte ihre Finger auf die Schultern ihres Mannes. »Was ist los, Don? Du bist so anders. Hast du Sorgen? Ist es das Geld?«
»Nein, nein!«
»Was dann?« fragte Hester. Sie war eine Frau, die ins Leben paßte. Hester stammte aus dieser Gegend. Sie wußte, wie hart die Arbeit war, und sie hatte sich nie beklagt. Doch ihr Gesicht zeigte die Spuren. In der Großstadt sah eine Frau von fünfunddreißig Jahren anders aus als sie. »Bitte, Don, rede.«
Shuler nickte. »Hast du die Wolke gesehen?«
»Welche Wolke?«
»Die über dem Haus schwebte.«
»Tut mir leid, Don, aber die habe ich nicht gesehen. Wieso, was ist denn damit?«
»Sie hängt direkt über dem Dach.«
Hester hob die Schultern. »Dann wird es bald regnen.«
Don Shuler schüttelte den Kopf. »Eine Regenwolke ist es nicht«, erwiderte er.
»Wieso?« Das Lächeln der Frau fiel etwas krampfhaft aus.
Shuler ging ein paar Schritte zur Seite. »Diese Wolke!« flüsterte er, »strahlte eine Drohung aus. Ich habe das Gefühl, daß sie keines natürlichen Ursprungs ist, wenn du verstehst, was ich meine.«
Hester nickte. Sie sagte aber nichts. Auch nichts, als ihr Mann zum Fenster schritt und nach draußen schaute. »Da, es ist dunkel geworden.«
Seine Frau trat neben ihn. Die Umrisse verschwammen. Kaum war die alte Linde zu sehen. Die Luft schien zu einem dicken Brei

zusammenzufließen; das Atmen wurde schwerer.

»Ja, das ist wirklich unerklärlich«, hauchte Hester Shuler.

»Ich hole die Kinder«, sagte Don und drehte sich abrupt um.

Nach zwei Schritten blieb er stehen.

Die Tiere im Stall waren unruhig geworden. Die Schweine quiekten so laut wie kurz vor der Schlachtung. Sie schienen eine ungeheure Angst zu haben. Dazwischen erklang das Blöken der Kühe.

Sie standen in Holzboxen und hämmerten mit ihren Hufen gegen die Planken, als wären sie tollwütig geworden.

»Wir müssen hier raus!« flüsterte Don. »Ein schlimmer Teufel geht um.«

»Die Kinder!«

»Ja, ich hole sie.«

Don Shuler riß die Tür gegenüber dem großen Ofen auf. Dahinter begann eine Holztreppe, die zuerst in die obere Etage und dann zum Dach führte.

Sie hatten das Dach ausgebaut, und dort schliefen oder spielten auch die Kinder.

Don Shuler war noch nie in seinem Leben so hastig die Stufen hinaufgeeilt. Er stürzte in das Zimmer der Kinder hinein.

Die Zwillinge lagen nicht in ihren Betten.

Aber das Fenster stand offen.

Sekundenlang blieb Don Shuler auf der Schwelle stehen und wischte sich über die Augen. Das durfte es nicht geben. Seine Kinder waren wahrscheinlich aus dem Fenster geklettert.

»Nein!« ächzte er und lief vor. Mit drei Schritten durchquerte er das Zimmer seiner Söhne, stieß mit der Fußspitze einen im Wege stehenden kleinen Traktor zur Seite und beugte sich weit über die Brüstung.

Zwei Yard unter ihm führte die Dachrinne entlang.

Dort waren die Kinder nicht.

Don Shuler drehte den Kopf und behielt seine Haltung bei. Jetzt konnte er nach oben schauen.

Und dann sah er die beiden.

Sie balancierten auf dem Dachfirst entlang, genau zwischen den beiden Schornsteinen her.

Kevin ging als erster. Wilbur, der acht Minuten später geboren war, folgte ihm. Ihr blondes Haar flatterte, die Gesichter hatten einen entrückten Ausdruck angenommen, und die Arme hatten sie vorgestreckt, wie mondsüchtige Menschen, die um Mitternacht ihren Spaziergang unternahmen.

Don Shuler hatte Angst.

Er wollte seine Jungen rufen, doch im letzten Augenblick schreckte er davor zurück. Wenn er sie jetzt ansprach und die beiden aus ihrer

Trance herausriß, konnte das gefährliche Folgen für sie haben.
Noch immer lag die Wolke dicht über dem Dach.
Sie kam Don Shuler vor wie ein riesiges dunkelgraues Tuch, das bereit war, alles zu verschlingen.
Und seine Kinder liefen geradewegs in die Wolke hinein. In ihr Verderben.
Don Shulers Angst wurde noch größer, als er innerhalb der Wolke ein Gesicht zu erkennen glaubte.
Eine Fratze.
Sie kam ihm vor wie eine Mischung aus Menschenkopf und Tierschädel. Grausam und ekelhaft.
Aber nicht nur die Fratze war da, sondern auch Arme. Gefährliche Pranken mit krummen und spitzen Nägeln. Dann ein gewaltiger Oberkörper, fleischig und muskelbepackt!
In der Wolke hielt sich ein Monster auf!
Und Kevin?
Er hatte die Wolke erreicht.
Im gleichen Augenblick schoß die Pranke vor.
»Neinnnn!« brüllte Don Shuler, aber er konnte das Unglück nicht mehr verhindern. Der Junge, sein Kind, wurde von dem Monster regelrecht verschlungen.
Es riß Kevin in die Wolke. Der Junge war verschwunden.
Jetzt war noch Wilbur übrig. Und auch er lief geradewegs auf die Wolke zu.
Don Shuler sah es mit angstgeweiteten Augen, aus denen die Tränen flossen.
Nein, um keinen Preis wollte er seinen zweiten Sohn auch noch verlieren.
Jede Gefahr außer acht lassend, kletterte der von Panik geschüttelte Vater aus dem Fenster und damit hinaus aufs Dach. Sein zweiter Sohn durfte auf keinen Fall ein Opfer des Monsters werden.
Das mußte er verhindern.
Don Shuler streckte die Arme aus und stützte sich mit den Händen an schräg liegenden grauen Dachpfannen ab. Sie waren noch feucht von letzten Regen und deshalb ziemlich rutschig. Shuler mußte achtgeben, daß er nicht in die Tiefe stürzte.
Solche Gedanken schien Wilbur nicht zu quälen. Er sah oder wollte nichts sehen. Unangefochten schritt er weiter. Immer mehr näherte er sich der grauen Wolke.
Shuler arbeitete sich das schräge Dach hoch. Er rief: »Wilbur, Wilbur, bleib doch stehen, bitte…«
Sein Sohn sagte nichts.
Die Tränen traten Don in die Augen. Tränen vor Angst, aber auch vor Wut und Hilflosigkeit. Längst waren ihm ein paar Fingernägel

abgebrochen, eine lose Pfanne rutschte ihm unter seiner Hand weg, glitt dem Dachrand entgegen und verschwand in der Tiefe.

Don faßte ins Leere, weil die Pfanne fehlte. Dadurch verlor er Zeit, die er jedoch aufholen wollte und sich deshalb mehr beeilte.

Das war sein Fehler.

Wilbur konnte er nicht mehr retten.

Das gräßliche Monster schoß aus der Wolke und griff zu. Plötzlich lagen seine Klauen um den Hals des Jungen, dann war Wilbur verschwunden.

Don Shuler sah alles mit an.

»Nein!« brüllte er wie von Sinnen. »Das darf nicht sein. Gib mir meinen Jungen zurück!«

Er warf den Kopf hoch, schaute dabei genau in das häßliche Gesicht des Monsters und stellte fest, daß es sich in der Tat bei ihm um eine Mischung aus Menschen- und Hundekopf handelte. Nur wuchsen an der Stirn des bulligen Schädels noch zwei gekrümmte Hörner.

»Gib ihn mir wieder!« brüllte Don Shuler. »Gib mir beide Söhne wieder, du…«

Der Farmer gab nicht acht. In seiner Wut und seiner Verzweiflung machte er eine unbedachte Bewegung und glitt mit dem rechten Fuß aus.

Wie schon erwähnt, die Pfannen waren noch feucht.

Shuler rutschte ab.

Er wollte nachgreifen, sich gleichzeitig auch mit den Beinen abstützen, doch er machte in seiner Panik genau das Falsche. Er bekam nur noch mehr Schwung.

Don Shuler konnte nicht mehr bremsen.

Der Körper des Farmers überschlug sich mehrere Male noch auf dem Dach und erreichte die Kante und fiel in die Tiefe.

Dons Schrei endete abrupt.

Stille.

Doch nur für einen Moment.

Plötzlich gellte ein Schrei innerhalb des Hauses auf.

Hester Shuler!

Bis jetzt hatte sie zitternd in der Wohnung gestanden. Nun hörte sie den Todesschrei.

Sie rannte zum Fenster.

Zwei Yard davor lag ihr Mann auf dem Boden.

Tot!

Für die Frau brach eine Welt zusammen. Sie riß die Arme hoch, preßte ihre Hände gegen den Kopf und drehte durch. Sie wußte im Moment nicht, was sie machen wollte, sondern schrie nur ihre Not hinaus.

Die Wolke schwebte noch immer über dem Haus.

Und damit auch das Monster!
Es hörte den Schrei, und in seine Augen trat ein gieriges Funkeln.
Sie schienen gelbe Blitze auszustrahlen. Unruhig bewegte es sich hin und her.
Dann stieß es vor.
Das geschah blitzschnell. Gewaltige Fäuste klatschten auf das Dach und rissen Löcher.
Pfannen und Gebälk rieselten auf den Speicher. Latten knickten wie Streichhölzer, eine Decke brach.
Die Tiere im Stall drehten durch. Die Kühe hielt nichts mehr in ihren Boxen. Mit einer Kraft, die nur aus der Angst geboren werden konnte, rissen sie sich los, zerhämmerten die Tür und stürmten brüllend nach draußen. In ihrer Panik rannten sie sich fast gegenseitig um.
Auch Hester Shuler war in Panik geraten. Sie sah, wie es von der Decke rieselte. Plötzlich zeigte die Wand hinter dem Ofen einen Sprung. Noch immer hörte sie das Brüllen und die dumpfen, hämmernden Schläge.
Das Monster kam.
Ein wuchtiger Hieb zertrümmerte die Decke.
Plötzlich sah die schreckensstarre Frau eine gewaltige Pranke. Sie stieß in einer Wolke aus Staub und Dreck aus der Decke, wobei sich die langen Nägel bewegten.
Schreiend rannte Hester zur Tür.
Sie erreichte sie nicht mehr. Ein schwerer Stein fiel auf ihre Schulter und riß sie zu Boden.
Das Monster streckte seinen Arm.
Dann griff es zu.
Plötzlich spürte die Frau die scharfen Nägel an ihrem Körper. Sie drangen durch die Kleidung, stachen in die Haut, und während das Haus von einem nächsten Schlag endgültig zerstört wurde, starb Hester Shuler.
Das Farmhaus stürzte zusammen. Zurück blieb das Chaos eines Trümmerfeldes.
Die Tiere des Farmers waren in wilder Panik geflohen. Langsam senkte sich die Stille über den Ort des Schreckens…

***

Die Polizei stand vor einem Rätsel.
Niemand konnte sich erklären, wie es zu dem Einsturz gekommen war. Auch die herbeigezogenen Fachleute wußten sich keinen Rat. Es wurden zwar Theorien gewälzt, doch keine traf den Kernpunkt.
Zwei Leichen waren unter den Trümmern gefunden worden.
Die des Farmers und seiner Frau.
Von den Kindern hatte man keine Spur gefunden. Und das gab den

Verantwortlichen noch mehr Rätsel auf.
Man stand herum und diskutierte. Zeugen hatten sich auch nicht gefunden, so waren die Fachleute samt und sonders auf Spekulationen angewiesen.
Man kam nicht weiter.
Schließlich einigte man sich darauf, daß das Haus doch sehr baufällig gewesen war und deshalb einstürzte. Doch recht anfreunden wollte sich mit dieser Meinung niemand.
So verschwand der Vorfall erst einmal in den Schubladen der zuständigen Polizeireviere.
Vermerk unerledigt…
Doch der Fall sollte eine Aufklärung finden. Allerdings völlig anders, als irgend jemand gedacht hatte. Ort des Geschehens war die Millionenstadt an der Themse.
London!
Noch genauer: Der Stadtteil Soho…

***

Das Frankreich-Abenteuer hatte ich überstanden. Und auch Jane war lebend aus der Steilwand entkommen. Ebenso hatte ich die Schulklasse vor einem grausamen Schicksal bewahren können, nur der Lehrer mußte diesen Ausflug mit seinem Leben bezahlen. Ein bitterer Wermutstropfen.
In London wartete viel Arbeit auf mich, und deshalb saß ich an diesem Montag, als die erste schüchterne Frühlingssonne über den Himmel strich, schon zeitig in meinem Büro.
Und was war nicht alles zurückgeblieben!
Dafür konnte ich nichts, denn die letzten Wochen hatten mir alles abverlangt.
Ich hatte den Schwarzen Tod endgültig vernichtet, war danach von Asmodinas Todesengeln verschleppt worden und praktisch nur durch einen Zufall und durch Damona King gerettet worden.
Bei dieser Rettungsaktion war Myxin, der Magier, verschwunden.
Er befand sich jetzt in einer fremden Dimension, wo, daß wußte ich nicht. Ich hoffte nur, daß er noch am Leben war, denn Myxin, der Magier, war mir in letzter Zeit irgendwie ans Herz gewachsen. Vor allen Dingen hatte er seine Grundeinstellung geändert. Er kämpfte nicht mehr auf der Gegenseite, sondern bei uns. Asmodina, die die Nachfolge des Schwarzen Tods angetreten hatte, war auch seine Feindin.
Leider hatte Myxin im Kampf gegen die Mächte der Finsternis seine Vampire verloren, so daß er praktisch allein dastand und nun Hilfe suchte und auch fand. Bei mir.
Ich hatte ihn aus Asmodinas Reich befreien wollen, was mir leider

nur zum Teil gelungen war. Ich drückte Myxin die Daumen, daß er wirklich noch lebte.

Glenda Perkins war noch nicht da. Ich vermißte ihren Kaffee.

Meine Sekretärin kam aber.

Sie riß die Tür zu meinem Büro auf und blieb überrascht auf der Schwelle stehen.

»Nanu, Sie sind schon da?«

Ich grinste. »Ja, die Sehnsucht nach meinem Arbeitsplatz hat mich hergetrieben.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte sie und deutete auf die Aktenberge. »Wollen Sie die freiwillig durcharbeiten?«

»Ich bin schließlich Beamter«, stellte ich klar. »Und Beamte haben sich nun mal mit Akten zu beschäftigen.«

»Aber trotzdem lehnen Sie einen Kaffee nicht ab?«

»Wie könnte ich!«

»Bin gleich wieder zurück«, lachte Glenda und verschwand in ihrem Büro.

Ich widmete mich wieder dem Studium der Akten. Diesmal ein wenig fröhlicher, dann bald würde mir Glenda ihren Super-Kaffee servieren. Für ihren Kaffee war sie berühmt, und selbst Sheila Conolly, die Hausfrau, kochte keinen besseren.

Die nächsten fünf Minuten wurden mir trotzdem lang. Als Glenda dann kam, schob ich sofort meine Akten zur Seite. Die schwarzhaarige Sekretärin trug ein Tablett. Der Kaffee dampfte in der Tasse.

»Bitte sehr, der Herr«, sagte Glenda und beugte sich vor, um das Tablett abzustellen.

Sie kam dabei nahe an mich heran, und ich nahm ihr Parfüm wahr.

Glenda merkte es, richtete sich auf und richtete ihre dunklen Augen fragend auf mich. »Stimmt etwas nicht mit meinem Kaffee?«

»Doch.«

»Aber?«

»Sie haben ein neues Parfüm.«

Jetzt strahlten ihre Augen. »Daß Sie das merken, John…«

»Immer.« Ich nahm einen Schluck und lehnte mich behaglich zurück.

»Klasse.«

»Danke.«

»Welche Marke?« fragte ich. »Wie?«

»Das Parfüm.«

»Ach so. Ja, das ist eine französische Schöpfung. Mademoiselle Printemps.«

»Fräulein Frühling?«

»So heißt es.« Ich schaute Glenda an. »Da haben Sie genau das richtige Kleid für an.« In der Tat war Glenda schon frühlingshaft gekleidet. Oberteil und Rock bestanden aus hellem rotem Stoff, wie es

jetzt wieder modern war. Der Rock war etwas kürzer als im vorigen Jahr, was mir gar nicht so unsympathisch war, denn die schwarzhaarige Glenda hatte hervorragend gewachsene Beine. Und auch so stimmte bei ihr alles.

Dann überraschte mich ihre nächste Frage. »Haben Sie für heute abend eigentlich etwas vor?«

Ich war so perplex, daß ich mit einem glatten »Nein« antwortete.

»Das ist gut. Dann möchte ich Sie bitten, mich nach Soho zu begleiten.«

Ich pfiff durch die Zähne. »Ausgerechnet nach Soho. Wieso das? Wollen Sie einen Zug durch die Gemeinde machen und trauen sich nicht allein? Soho ist ja noch immer ein heißes Pflaster, besonders für junge, hübsche Damen.«

»Nein, das hatte ich nicht vor.«

»Was macht man sonst in Soho?«

»Golo Gulerian.«

»Wie?«

»Haben Sie noch nichts von ihm gehört?«

»Nein«, gab ich zu. »Na ja, Sie waren in den letzten Tagen auch nicht da. Golo Gulerian ist ein Maler, und man nennt ihn in Fachkreisen den zweiten Hieronymus Bosch.«

Jetzt kamen wir der Sache schon näher. Hieronymus Bosch war ein Maler, der sich besonders mit der Apokalypse beschäftigt hatte.

In seinen Bildern hatte er all die Schrecken vereint, von denen Menschen nur träumen. Er zeichnete das Grauen, den Weltuntergang, das Chaos, die Angst und die Panik. Bosch war durch seine Bilder ungeheuer berühmt geworden, und auch der moderne Mensch bekam Angst, wenn er sich die Bilder anschaute.

Und dieser Golo Gulerian sollte ein zweiter Hieronymus Bosch sein, wie Glenda sagte.

Bilder hatten es mir an sich immer angetan. Und Maler wie ein Hieronymus Bosch fielen sozusagen in mein Fachgebiet. Deshalb stimmte ich auch für Glendas Vorschlag.

»Okay, ich gehe mit.«

Sie strahlte. »Das ist fein.«

»Und was machen wir danach?«

Glenda schaute mich an. »Wie meinen Sie?«

»Nun ja, wir werden ja nicht nur durch die Ausstellung marschieren. Bestimmt bekommt man Hunger. Mir jedenfalls ergeht es so. Dann wäre ich dafür, daß wir eine Kleinigkeit essen.«

Glenda nickte. »Ich auch.«

»Dann ist ja alles klar.«

Wir wechselten noch ein paar Worte, und ich beschäftigte mich wieder mit meinen Akten.

Ich mußte grinsen, wenn ich an unsere Verabredung dachte, und hoffte nur, daß Jane Collins nichts davon erfuhr. Sie würde sicherlich versuchen, mir »die Augen auszukratzen.«

Was ich mir mit meiner Zustimmung allerdings aufgehalst hatte, davon konnte ich an diesem Morgen im Büro nicht einmal träumen…

***

Golo Gulerian!

Welch ein Name – welch ein Mann!

Das mußten viele denken, die ihn sahen, denn er war wirklich eine schillernde Persönlichkeit.

Was sofort auffiel, war der kahle Schädel. Er glänzte, als hätte man ihn mit einer Speckschwarte eingerieben. Dieses Glänzen setzte sich auch im Gesicht fort. Die Wangen zeigten keine Falten, sie waren glatt wie eine Marmorwand. Das Kinn fiel nach hinten, nur der Mund wirkte wie eine rote Wunde. Er war klein, kreisrund und stets zu einem O gekrümmt. Die Nase fiel kaum auf, so flach war sie. Und auch die Augen machten keinen besonderen Eindruck, außer man schaute ganz genau hin, und dann sah man das gelbe Schimmern in der Pupille.

Ich blickte genau hin, und ich muß ehrlich gestehen, daß mir dieser Golo Gulerian nicht gerade sympathisch war. Von allein wäre ich nicht zu seiner Ausstellung gegangen. Aber ich hatte Glenda versprochen, sie zu begleiten, und daran hielt ich mich.

Einen Parkplatz für meinen Bentley hatte ich glücklicherweise gefunden, und anschließend stürzten wir uns in den Trubel von Soho.

Es war wirklich etwas los. Nicht nur vor der Halle, in dem Golo Gulerian ausstellte. Auf den Straßen drängten sich die Touristen.

Die Bars, Porno-Shops und Peep-Shows überboten sich mit ihren schreienden Leuchtreklamen. Man lockte das Publikum mit immer heißeren Sachen. Jedes Lokal nahm für sich in Anspruch, den härtesten Strip überhaupt zu bieten.

Die Neugierigen kamen in Strömen. Zudem lockte auch noch das relativ milde Wetter.

Wir waren zu Fuß zur Ausstellung gegangen, hatten noch einen Drink genommen und standen nun vor dem Haus.

Glenda hatte sich bei mir eingehakt. Unter dem leichten Mantel trug sie ein grünes Kleid aus einem schillernden Material, das ihr ausgezeichnet stand. Das lange Haar fiel locker bis auf die Schultern, und wie ein zarter Hauch umwehte sie das neue Parfüm.

Ich war ehrlich genug, zuzugeben, daß ich mich in ihrer Gesellschaft recht wohl fühlte.

»Sollen wir nicht hineingehen?« fragte Glenda. »Dort können Sie Golo in natura besichtigen. Nicht nur vom Plakat.«

Ich nickte.
Glenda schaute mich von der Seite an. »Begeistert sind Sie aber nicht, John.«
Ich hob die Schultern. »Nein.«
»Und warum nicht?«
Wir waren inzwischen einige Schritte gegangen. Jetzt blieb ich stehen. »Beziehen Sie das um Himmels willen nicht auf sich, Glenda«, sagte ich schnell, »aber dieser Maler ist mir unsympathisch. Und nicht nur das. Wenn ich ehrlich sein soll, dann sehe ich in ihm direkt einen Feind.«
»Denken Sie an einen Dämon, John?«
Ich hob die Schultern.
Glenda lachte. »Nein, bitte, heute abend möchte ich mit Dämonen nichts zu tun haben.«
»Manchmal ist das Schicksal unberechenbar.«
»John, Sie sind ein Pessimist!« rief Glenda. »Ich bin nur vorsichtig, das ist es.«
»Man kann es auch übertreiben.« Ich sagte nichts mehr, weil ich Glenda den Spaß nicht verderben wollte. Sie hatte sich wirklich auf diesen Abend gefreut, dabei wollte ich ihr nicht im Wege stehen.
Eine große Glastür führte in das Innere der Halle. Vor drei Jahren noch gab es hier eine kleine Strumpffabrik. Sie hatte jedoch pleite gemacht. Da das Gebäude erst renoviert worden war, wollte man es nicht abreißen und hatte es zu einer Kunsthalle umfunktioniert.
Maler und Graphiker stellten hier aus, und die Stadt London subventionierte diese Arbeiten.
Hinter der Tür befanden sich auch die kleinen Kassenhäuschen.
Der Eintrittspreis war gering. Ich kaufte für Glenda Perkins eine Karte mit.
Am Eingang zeigte ich die Karten vor. Wir standen zusammen mit einigen anderen Besuchern in einem breiten Gang. Ein Pfeil wies nach rechts. Dort ging es in die Ausstellung.
Während wir an den mit Werbeplakaten bedeckten Wänden entlangschlenderten, erkundigte ich mich nach der Nationalität des großen Malers.
Glenda hob die Schultern. »Da fragen Sie mich zuviel.«
»Engländer scheint er nicht zu sein.«
»Vielleicht ist er ein Weltenbürger.«
»Ja, solche Kameraden gibt es.«
An der Tür zum Ausstellungssaal standen zwei Glatzköpfe, die mich an die Mitglieder einer Sekte erinnerten. Sie trugen beige Leinengewänder und um die Taille eine Kordel geschlungen.
Gulerian hatte sich die richtigen Helfer ausgesucht. Die beiden warfen uns einen kurzen, mißtrauischen Blick zu und ließen uns

passieren. Dann standen wir in der Halle.

Erst einmal war ich überrascht, wie viele Menschen diese Ausstellung angelockt hatte. Und es war ein gemischtes Publikum. Alle Altersstufen schritten durch die Halle, sahen und staunten. Es war warm, und Glenda Perkins zog ihren Mantel aus.

»Na, wie gefällt es Ihnen, John?« fragte sie. »Bis jetzt habe ich noch nicht viel gesehen.«

»Dann wird es Zeit.« Wir wandten uns nach rechts, wo die Bilder des Künstlers an der Wand hingen. In der Mitte standen einige Glasvitrinen, unter denen moderne Plastiken und Skulpturen zu sehen waren. Licht wurde von Strahlern und Spotlights gespendet, die die besonders auffälligen Kunstwerke hervortreten ließen.

Vor dem ersten Bild blieben wir stehen.

Es zeigte eine farbige Dschungellandschaft, durch die gewaltige Monster ritten. Mit Sensen und anderen Waffen schlugen sie auf die flüchtenden Menschen ein.

Das Bild war so realistisch gemalt, daß mich schauderte.

»Ist er nicht toll?« fragte Glenda.

»Sicher.«

»Begeistert klang das nicht«, war ihre Antwort.

Ich hob die Schultern. »Es gibt genug Schrecken in der Welt«, kommentierte ich. »Und ich bin nicht der Meinung, daß jemand das Grauen noch übertriebener darstellen sollte.«

»Aber er ist ein Künstler.«

»Das ist leider oft die Ausrede.« Wir gingen weiter. Auch die nächsten Bilder zeigten ähnliche oder noch schrecklichere Motive.

Ich stand mit meiner Meinung über die Kunstwerke so ziemlich allein da, denn aus den Unterhaltungen der anderen Besucher war zu entnehmen, wie begeistert sie waren.

Vor einem Gemälde, das den feuerspeienden Höllenfürst zeigte, blieb Glenda interessiert stehen.

Ich schaute mich inzwischen um.

Golo Gulerian hatte seine Diener überall verteilt. Die Glatzköpfe waren gar nicht zu übersehen.

Immer wenn sich mein Blick mit einem der ihren kreuzte, glaubte ich, Feindschaft in den Augen zu lesen.

Kein gutes Omen…

»Wen suchen Sie, John?« fragte Glenda.

»Den großen Golo.«

Sie lachte. »Wir werden ihn später zu sehen bekommen. Dann stellt er sich den Fragen der Besucher.«

»Da bin ich gespannt.«

Glenda war von den Bildern begeistert. Das kannte ich gar nicht bei ihr. Ich hatte sie immer für eine realistische Person gehalten, aber sie

unterschied sich um keinen Deut von den anderen Besuchern der Ausstellung.

Ein offener Durchlaß führte in einen weiteren Ausstellungsraum.

Dort hingen ebenfalls die Kunstwerke des Meisters. Dieser Golo Gulerian hatte in der Tat einiges geschaffen.

Rechts des Durchlasses hing das bisher größte Bild. Es erweckte das meiste Interesse. Aus der Beschreibung entnahm ich, daß es das neueste Kunstwerk des Meisters war.

Über einem Bauernhaus schwebte eine gewaltige dunkle Wolke.

Aus dieser Wolke tauchte ein Monster auf, daß mit einer Hand das Haus zertrümmerte und in der anderen zwei kleine Jungen hielt, deren Gesichter den Schrecken widerspiegelten, den sie erlebt hatten. Eine Frau wurde unter den Trümmern begraben, und neben dem Haus lag ein toter Mann in einer Haltung, die bewies, daß er sich das Genick gebrochen hatte. Das Bild verströmte einen ungeheuren Realismus. Wenn man es betrachtete, konnte man glauben, inmitten des Geschehens zu stehen.

Schaurig…

Das Gemälde trug auch einen Titel: Die Bestie von Soho. Mich interessierte die Bestie, und so schaute ich mir dieses Monster etwas genauer an.

Der Schädel sah aus wie eine Mischung aus Mensch-und Hundekopf.

Letzterer Teil stammte von einer Bulldogge. Aus der Stirn wuchsen Hörner, was wiederum eine Artverwandtschaft mit dem Teufel andeutete. Ein Raubtiergebiß mit Vampirzähnen konnte dem Betrachter Angst einflößen, und die Krallen an den Tatzen sahen ebenfalls furchterregend aus. Hinzu kamen gewaltige, muskulöse Arme, in denen eine höllische Kraft steckte.

»Wie gefällt Ihnen dieses Bild?« fragte ich Glenda Perkins.

Sie schauderte, als würde kaltes Wasser über ihren Rücken laufen. »Überhaupt nicht. Diese realistischen Farben, dieses gelbweiß, es ist so natürlich, so…«

»Sie haben Angst davor?«

»Ja, das ist es.« Glenda faßte meinen Arm und zog mich weiter.

Nach der Betrachtung dieses Bildes war ihre anfängliche Begeisterung verflogen.

Auch mich hatte dieses Bild angesprochen.

Allerdings anders.

Ich blieb plötzlich stehen, so daß Glendas Hand aus meiner Armbeuge rutschte.

»Was ist denn, John?«

»Ich möchte mir das Bild noch einmal ansehen.«

»Ich dachte, es gefällt Ihnen nicht.«

»Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun«, erwiderte ich und

blieb vor der Bildmitte stehen.

Mir war plötzlich ein Licht aufgegangen. Beim Aufarbeiten der Akten hatte ich auch den Ordner mit den unerledigten Fällen gefunden. Jeder Beamte ist verpflichtet, diese Fälle genau durchzulesen und sich Notizen zu machen. Nun, Notizen hatte ich mir keine gemacht, aber ich hatte doch behalten, worum es in einem speziellen Fall ging.

In Cornwall war ein Bauernhaus eingestürzt. Es hatte Tote gegeben, und die beiden Kinder des verunglückten Ehepaares waren verschwunden.

Es gab keine Zeugen, aber man hatte Aufnahmen gemacht und zu dem Bericht gelegt.

Das zerstörte Bauernhaus auf dem Foto sah aus wie das hier auf dem Bild.

Unwahrscheinlich.

Entweder Zufall oder Absicht.

Ich tippte auf letzteres.

Sehr genau schaute ich nach, während sich meine Gedanken mit dem Fall beschäftigten. Die Verantwortlichen standen vor einem Rätsel, niemand konnte sich erklären, weshalb das Haus eingestürzt war. Auf dem Bild jedoch sah man es.

Ein gräßliches Monster hatte das Haus zum Einsturz gebracht.

War dieses Gemälde die Erklärung für den schrecklichen Unfall?

Ich beschloß, in dieser Richtung nachzuhaken. Golo Gulerian würde sich von mir einige Fragen gefallen lassen müssen.

Jetzt ärgerte ich mich, daß ich nicht bewaffnet war. Außer meinem Kreuz trug ich keine wirksame Abwehrwaffe bei mir.

Nicht die Beretta, auch nicht den Dolch.

»Was interessiert Sie denn so an diesem Bild?« erkundigte sich Glenda Perkins.

»Haben Sie die Akte der unerledigten Fälle gelesen?« antwortete ich mit einer Gegenfrage.

»Nein.« Sie schaute mich an. »Hat dieses Bild etwas mit einem Kriminalfall zu tun?«

»Wenn mich nicht alles täuscht, ja.«

»Unglaublich!« Glenda schluckte. »Da freut man sich auf den Besuch einer völlig harmlosen Ausstellung, und jetzt passiert so etwas. Ich komme da nicht mit.«

»Wann, sagten Sie, gibt dieser Maler sein Interview?«

»Eine genaue Zeit steht nicht fest. Es wird aber rechtzeitig bekannt gegeben.«

»Ich würde gern vorher mit ihm reden.«

»Das wird Gulerian gar nicht gefallen!« konterte Glenda.

»Ist mir egal. Hier geht es um die Aufklärung eines Verbrechens.« Ich deutete auf das Bild. »Nur wer selbst dabei war oder wer selbst die

Initiative ergriffen hat, kann so realistisch malen. Und die Polizeifotos hat dieser Mann bestimmt nicht zu sehen bekommen.«

Da gab Glenda mir recht.

Ich wandte mich von dem Bild ab und suchte nach einem Ausgang. »Wenn ich nur wüßte, wie ich den Kerl finden könnte!«

»Fragen wir doch mal einen seiner Diener.«

Glendas Vorschlag war gut. Nur glaubte ich nicht daran, daß sie uns Auskunft geben würden.

Der Raum, in dem wir uns jetzt befanden, war wesentlich kleiner als der erste. Es gab dafür mehr Ecken und Winkel. In einer Nische entdeckte ich eine Tür.

Kein Schild wies darauf hin, daß es verboten war, diesen Eingang zu benutzen.

Ich winkte Glenda Perkins.

Sie kam schnell herbei.

»Ich werde es mal hier versuchen«, sagte ich. »Am besten ist es, wenn Sie hier warten.«

Glenda grub die Zähne in ihre volle Unterlippe. Das stark gebündelte Licht eines Spotlights warf seine scharfe Helligkeit auf ihre rechte Gesichtshälfte und ließ sie totenhaft bleich erscheinen.

»Sie wollen wirklich…?«

»Ich muß sogar, Glenda.«

»Okay, ich warte. Aber wenn Sie in einer Viertelstunde nicht zurück sind oder irgendein Zeichen gegeben haben, alarmiere ich die Polizei.«

Damit war ich einverstanden. Ich streckte bereits die Hand nach der gebogenen Klinke aus, als die Tür von innen geöffnet wurde.

Sofort zuckte ich zurück.

Ich rechnete damit, daß Golo Gulerian den Raum dahinter verlassen würde, doch das war eine Täuschung.

Nicht er kam, sondern zwei Kinder.

Es waren die beiden Jungen, die auf dem Gemälde abgebildet waren.

***

Im ersten Augenblick war ich vor Überraschung völlig sprachlos und perplex.

Die Kleinen schauten mich an. Sie trugen wie die Getreuen des Malers ebenfalls lange Umhänge, nur besaßen sie noch ihre Haare, liefen also nicht mit kahlen Köpfen herum.

Die beiden gingen an mir vorbei.

Auch Glenda hatte sie gesehen und geschaltet. »Waren das nicht die Jungs vom Bild?«

»Genau.«

»Aber dann sind sie ja gar nicht tot.«

»Davon stand auch nichts in den Akten. Man hat nur die Leichen

ihrer Eltern gefunden.« Ich stieß meine Sekretärin an. »Los, Glenda, wir müssen ihnen nach.«

Die Kinder bewegten sich zwischen all den Erwachsenen, als würden sie zum Stamm gehören. Sie verließen den kleineren Raum und schritten zielstrebig auf eine schmale Tür zu, die mir vorhin gar nicht aufgefallen war, weil sie sich in der Verkleidung von der Farbe der Wand kaum unterschied.

Bevor ich eingreifen konnte, waren die Buben hinter der Tür verschwunden.

Ich blieb stehen.

»Und jetzt?« fragte Glenda.

Vorerst gab ich ihr keine Antwort. Mein Interesse für diese Tür war nämlich von den Glatzköpfen bemerkt worden. Es schien ihnen gar nicht zu gefallen, daß ich so sehr in deren Nähe stand. Sie gaben sich Zeichen, und aus drei Richtungen schritten die Aufpasser auf Glenda und mich zu.

Ich zog meine Sekretärin zur Seite und tat so, als würde ich mich nur umschauen. Und zwar ein wenig verwirrt, so daß die Aufpasser ihr Mißtrauen reduzieren.

Sie kamen auch nicht mehr weiter auf uns zu, sondern drehten vorzeitig ab.

Ich war zufrieden.

Während ich Glenda zu einem Bild führte, sagte ich: »Paß auf, wir warten, bis sich die Gemüter der Glatzköpfe beruhigt haben, dann verschwinde ich.«

Glenda hatte Einwände, aber ich ließ nicht locker.

Die nächsten fünf Minuten wurden verdammt lang. Um die beiden Kinder machte ich mir keine Sorgen, sie würden schon zurechtkommen, denn bisher war ihnen ja auch nichts passiert.

Immer wieder warf ich den Aufpassern meine Blicke zu. Zum Glück strömte eine regelrechte Horde Schaulustiger in den Saal, so daß die Glatzköpfe abgelenkt waren.

Ich bekam meine Chance!

Bevor Glenda etwas merkte, hatte ich mich von ihr gelöst, die Tür aufgezogen und war dahinter verschwunden. Lautlos zog ich sie wieder ins Schloß.

Ich kam vom Paradies in die Hölle, wenn mir dieser Vergleich mal gestattet ist. Denn jetzt konnte ich merken, daß ich mich in einer Fabrik befand. Der vordere Teil mit all seinen Ausstellungsräumen war gut in Schuß gehalten worden, doch dahinter sah es kahl und mies aus.

Erst einmal war es dunkel.

Das heißt, etwas Licht schimmerte doch durch, und ich konnte dunkelrote Ziegelsteinwände erkennen. Zum Glück hatte ich meine

kleine Taschenlampe mitgenommen. Die knipste ich an.

Ich stand in einem Gang.

Von ihm zweigten mehrere Zimmer oder Räume ab, die jedoch samt und sonders keine Türen besaßen. Die Eingänge waren rechteckige, dunkle Löcher.

In den ersten Raum leuchtete ich hinein.

Leer.

Im zweiten fand ich einen halb zertrümmerten Schreibtisch, an dessen Kante noch eine verrostete Lampe montiert war. Die anderen Räume waren ebenfalls leer, und ich kam zu dem Entschluß, daß hier einmal die Büros untergebracht waren.

Langsam ging ich weiter.

Verdammt noch mal, die beiden Jungen mußten doch irgendwo stecken! Sie konnten sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!

Langsam wurde ich sauer.

Die Lampe gab auch nicht soviel Licht, daß ich alle Verstecke hätte ausleuchten können. Über mir an der Decke waren verrostete Leitungen montiert. Aus einigen undichten Stellen tropfte Wasser.

Manchmal bekam ich ein paar Tropfen in den Nacken.

Dann war der Gang zu Ende.

Ich stand vor einer Brüstung.

Es war nur ein verrostetes Gitter, und es erinnerte mich auch in der Höhe an eine Schiffsreling, die seit Jahren nicht mehr gestrichen worden war.

Das Gitter hielt mich davon ab, in die Tiefe zu fallen, denn der weitere Grund der ehemaligen Fabrik befand sich einige Yards darunter. Und zwar so tief, daß man sich bei einem Sprung beide Beine brechen konnte, wenn man Pech hatte.

Ich leuchtete hinunter.

Viel sah ich nicht. Der Strahl meiner Kugelschreiberlampe war zu schwach und auch nicht breit genug gefächert.

Irgendwo mußte es trotzdem in die Tiefe gehen. Wenn ich mich nach rechts oder links wandte, fand ich sicherlich eine Treppe, die nach unten führte.

Da hörte ich die Schritte.

Hinter mir.

Plötzlich wurde mir ganz anders. Vorsichtig drehte ich mich um, behielt die Lampe in der Hand und schwenkte sie rasch, so das der Strahl auch treffen konnte.

Und er traf.

Vier Glatzköpfe schoben sich auf mich zu. Sie gingen nebeneinander, und ihre langen Gewänder berührten sich.

Daß sie mich nicht zum Kaffeekränzchen einladen wollten, war klar, denn jeder von ihnen war mit einem unterarmlangen Schlagstock

bewaffnet…

***

Der Rückzug war mir versperrt!

Blieb nur noch eine Möglichkeit.

Kampf!

Breitbeinig baute ich mich auf, um einen relativ festen Stand zu haben. Denn wenn mich schon der erste Schlag voll traf, war ich verloren.

Sie kamen näher. Dabei gingen sie so dicht nebeneinander her, daß sie eine regelrechte Wand bildeten.

Ihre Gesichter konnte ich nicht erkennen. Die Lampe hatte ich weggesteckt, und in der Dunkelheit waren die Gestalten sowieso nur unscharf zu erkennen.

Zwei Schritte vor mir hielten sie an.

Ich entspannte mich ein wenig.

Einer trat vor. Er war der größte, und er sprach mich auch an.

»Was suchen Sie hier?«

»Die Toilette!« Bei dieser Antwort mußte ich selbst grinsen, doch der Glatzkopf fand sie gar nicht spaßig.

»Noch eine Lüge, und Sie werden Ihres Lebens nicht mehr froh«, versprach er mir.

»Das ist eine Drohung«, sagte ich.

Er nickte. »Es sollte auch eine sein.«

»Gut, ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Mich interessiert Golo Gulerian, und mich interessiert ferner ein Gemälde, das ich in seiner Ausstellung gesehen habe.«

»Dafür brauchen Sie nicht durch diesen Gang zu schleichen«, bekam ich zur Antwort.

»Doch, mein Lieber. Denn auf dem Gemälde waren zwei Jungen abgebildet, die mir dann in der Ausstellung über den Weg liefen. Außerdem zeigt dieses Gemälde ein Bauernhaus in Cornwall, das erst vor wenigen Tagen eingestürzt ist. Ich habe es gesehen und daher noch in sehr guter Erinnerung. Die Polizei steht vor einem Rätsel, doch ich bin der Meinung, daß man dieses Rätsel hier lösen kann, wenn ich mit Golo Gulerian spreche.«

Die vier schwiegen. Ich wußte nicht, ob sie den Sinn der Worte verstanden hatten, hoffte es jedoch sehr, denn mit dieser Erklärung konnte ich sie aus der Reserve locken.

»Sind Sie von der Polizei?« fragte mich der Sprecher.

Darauf gab ich keine Antwort.

»Das ist doch kein Bulle!« zischte einer der anderen. »Höchstens ein privater Schnüffler, den einer der Gläubiger unserem Meister auf den Hals gehetzt hat. Wir machen ihn fertig!«

Ich hob die rechte Hand. »Ich möchte nur mit dem Maler reden und die beiden Jungen sprechen.«

»Ein Trick«, erklang es hinter dem Sprecher auf. »Nichts weiter als ein Trick.«

Der Sprecher schien noch zu überlegen. Meine Worte hatten ihn nachdenklich gemacht.

Wie würde er sich entscheiden?

»Lange habe ich keine Zeit!«

»Gut«, sagte der Sprecher. »Er soll den Meister sehen. Aber auf unsere Art und Weise. Prügelt ihm unseren Geist ein!«

Der Schwenk des Anführers kam verdammt überraschend. Aber nicht zu überraschend für mich. Bevor die drei Kerle gegen mich stürmen konnten, sprang ich vor und packte mir deren Anführer am Kragen seines komischen Gewands. Blitzschnell wirbelte ich ihn herum. Sein Gesicht sah ich plötzlich dicht vor mir, und ich sah das Staunen in seinen Augen.

Meine rechte Hand kam von unten nach oben. Hart traf ich mit dem Ballen das Kinn des Kerls.

Der Glatzkopf flog zurück. Genau in die Arme seiner knüppelschwingenden Kumpane.

Einer konnte seinen Schlag nicht mehr recht bremsen. Der Holzknüppel klatschte in den Nacken des Anführers. Wortlos fiel der Knabe zu Boden.

Sekundenlang herrschte Durcheinander. Eine Chance, die ich mir nicht entgehen lassen durfte. Ich jagte vor und kam wie ein Rammbock über die Kerle.

Meine Arme spielten Windmühlenflügel. Ich traf eine weiche Stelle, hieb auch einmal gegen die Mauer und steckte selbst ein.

Ein Hieb rasierte an meinem rechten Ohr entlang. Verdammt, der Schlag hatte weh getan. Ich verbiß mir die Schmerzen und konterte mit einem säbelartigen Hieb.

Einer der Glatzköpfe ging zu Boden.

Jetzt war der Weg zur Tür frei.

Doch nicht lange.

Das querstehende Bein übersah ich. Meine Bauchlandung wurde zu einem perfekten Erfolg. Im letzten Moment konnte ich noch mein Gesicht schützen, sonst hätte es übel ausgesehen. Aber auch so war ich nicht gerade gut dran.

Mit vollem Gewicht warf sich einer der Kerle auf mich. Ich kam nicht mehr dazu, mich herumzudrehen, der Typ hing mir plötzlich im Genick. Augenblicklich krümmte ich meinen Rücken, um den Glatzkopf abzuschütteln, doch da war schon der zweite da.

Ich hörte das Pfeifen des Schlagstockes, riß instinktiv den Kopf zur Seite, doch es reichte nicht ganz. Der Knüppel traf zwar den Boden, er

hieb aber auch gleichzeitig gegen meine rechte Schläfe.

Fünfzig Prozent der Wucht reichten aus, um bei mir einen vorläufigen Blackout zu verursachen. Sterne platzten auf, und dann folgte diese verdammte wattige Dunkelheit.

Ganz trat ich nicht weg, denn ich hörte noch die Stimmen meiner Gegner.

»Los, nehmt ihn, ehe er wieder aufwacht. Dieser Mistkerl ist zäh. Den müssen wir langsam kochen.« Ich hörte ein rauhes Lachen und einen Fluch. Dann sagte die Stimme wieder: »Pack du ihn an den Füßen!«

Man hievte mich hoch.

Dabei kam ich mir vor wie auf einem Schiff, gegen das hohe Wellen anrollten. Ich schwankte einmal auf, einmal nieder, und die Wellen waren für mich gleichzusetzen mit den Wogen der Bewußtlosigkeit, gegen die ich verzweifelt ankämpfte.

Und ich schaffte es..

Mein Wille war stärker, ich wurde nicht bewußtlos. Doch das zeigte ich meinen Gegnern nicht. Für sie hing ich nach wie vor schwer und schlaff in ihrem Griff.

Sie schafften mich zurück und damit auf das verdammte Geländer zu. Ihre Absicht war klar.

Ein kurzer Schwung, und ich würde über das Geländer in die verdammte Tiefe fallen.

Doch dagegen hatte ich etwas.

Vor dem Geländer blieben wir stehen. Abermals hörte ich die Stimme des Anführers. »Wir machen es kurz. Hievt ihn hoch, und dann nichts wie rüber mit ihm.«

Der Befehl war klar. Meine Reaktion allerdings auch.

Urplötzlich zog ich die Beine an, riß sie damit aus dem Griff meiner Bewacher. Dann schnellte ich sie augenblicklich wieder vor.

Einen traf ich an der Brust, den zweiten ins Gesicht.

Sie fluchten und fielen zurück.

Meine Beine jedoch klatschten zu Boden. Jetzt hielt man mich nur noch an den Schultern gepackt. Einer der Burschen schien Ringer zu sein, denn er wandte einen Griff an, dem ich nichts entgegensetzen konnte.

Auf einmal hatte ich das Gefühl, mit der Schulter in einen Schraubstock zu stecken. Ich wollte mich drehen, aber ich kam einfach nicht aus diesem verdammten Griff. Der Kerl hielt eisern fest.

Und der Typ hinter mir hatte Kräfte. Er riß mich hoch. Ich spürte das Geländer an meiner linken Seite, winkelte das Bein an, wollte mich mit dem Fuß abstützen, rutschte aber weg.

Und dann hieb mir jemand hinterlistig die Faust in den Rücken.

Es war ein Schlag, der mir die Luft raubte, jedoch mein weiteres Schicksal besiegelte.

Mein Körper bekam das Übergewicht und fiel nach links. Ich versuchte mich noch festzuhalten, doch einer drosch mir die Hand zur Seite.

Wie ein großer Stein sackte ich in die Tiefe und erwartete den fürchterlichen Aufprall. Instinktiv schloß ich die Augen.

Ich fiel relativ weich und federte sofort wieder hoch.

In der Sekunde, in der ich in der Luft schwebte, vernahm ich unter mir ein Singen. Irgendein helles Geräusch, das ich noch nicht identifizieren konnte.

Dann fiel ich wieder zurück, prallte abermals auf die weiche Unterlage und spürte plötzlich einen scharfen Schmerz am linken Handgelenk.

Ich blieb völlig ruhig liegen.

Unter mir zitterte und federte es nach. Ich zwang mich zum Stillhalten und beruhigte meinen Atem.

An der linken Hand lief eine nasse, klebrige Flüssigkeit entlang.

Es war mein Blut.

Irgend etwas hatte mir die Hand aufgeritzt.

Aber was?

Sehen konnte ich nichts. Hier unten war es wirklich finster, aber ich hatte noch meine kleine Lampe.

Sie steckte in der rechten Tasche.

An die Bleistiftlampe heranzukommen, war gar nicht so leicht, vor allen Dingen deshalb nicht, weil ich unter allen Umständen hastige Bewegungen vermeiden wollte und auch mußte.

Unendlich behutsam bewegte ich meine Hand am Körper entlang, streckte die Finger und ließ sie in die Tasche rutschen. Die kleine Lampe klemmte ich zwischen Zeige- und Mittelfinger ein und zog dann behutsam meine Hand wieder hervor.

Mit der Lampe!

Diese an und für sich lächerliche Arbeit war so anstrengend gewesen, daß ich in Schweiß gebadet war.

Mein Daumen fand den kleinen Knopf, ich schob ihn zurück, und die Lampe glomm auf.

Vorsichtig bewegte ich meine rechte Hand.

Es wurde etwas heller.

Dünne Drahtrollen sah ich.

Schlagartig kam es mir zu Bewußtsein.

Ich lag in einer mit Drahtrollen gefüllten Grube!

***

Glenda Perkins hatte mir erst folgen wollen, sich es jedoch anders überlegt und an die Vereinbarung gedacht, die wir schon vorher getroffen hatten.

Jetzt wartete sie.
Nervös, aufgeregt…
Die Bilder, die Plastiken, die ganze Ausstellung waren ihr plötzlich egal, ihre Stimmung hatte gewechselt. War ihr die Halle vorhin noch außergewöhnlich interessant und farbig vorgekommen, so spürte sie nun eine düstere Drohung, die über dem Raum lag. Die Bilder kamen ihr plötzlich seltsam verzerrt vor, die Gestalten schienen zu leben und aus den Rahmen steigen zu wollen.
Glenda schüttelte den Kopf.
Verrückt, das war verrückt, was sie dachte. Bilder lebten nicht.
Sie waren tote Gegenstände, die höchstens die Botschaft des Malers übermitteln konnten.
Mehr nicht.
Sie schaute auf die Uhr.
Schon fünf Minuten waren vergangen, ein Drittel der festgelegten Zeit, und keine Spur von John Sinclair. Die glatzköpfigen Aufpasser befanden sich zum Glück noch in der Halle, sie waren dem Geisterjäger nicht gefolgt. Das beruhigte Glenda ein wenig, so hatte wohl niemand mitbekommen, daß Sinclair verschwunden war.
Glenda hätte jetzt gern geraucht, doch sie sah, daß niemand einen Glimmstengel in der Hand hielt. Außerdem schien das Rauchen hier verboten zu sein.
So wartete sie weiter.
Immer öfter streifte ihr Blick durch die Halle. Sie suchte nach verdächtigen Personen, doch sie fand nichts, was ihre Aufmerksamkeit negativ erregt hätte.
Bis ihr Blick gegen die Decke glitt. Dort sah sie plötzlich die Augen. Künstliche Augen… Kameras! Die Halle wurde überwacht.
Da wurde Glenda Perkins einiges klar. Zehn Minuten waren vorbei.
Glenda hörte die Gespräche der Besucher nur als fernes, dumpfes Gemurmel. Sie war mit ihren Gedanken ganz woanders. Sie dachte an John Sinclair und glaubte plötzlich, daß die anderen ihm eine Falle gestellt hatten.
Die schwarzhaarige Frau entschloß sich innerhalb von Sekunden.
Sie mußte Hilfe holen.
Aber wenn sie jetzt zum nächsten Polizeirevier lief, kam sie sich lächerlich vor. Was sollte sie den Beamten erklären? Daß ein Mann verschwunden war?
Sie würden sie auslachen, das stand fest. Wenn jemand eine Viertelstunde fortblieb, um den kümmerte sich keine Polizei.
Es fiel Glenda Perkins schwer, die Zeit einzuhalten. Als die Spanne verstrichen war, stand ihr Entschluß fest. Sie würde zwar Hilfe holen, aber nicht vom nächsten Revier. Ein anderer sollte herkommen.
Suko!

Erreichen konnte sie ihn telefonisch. Es gab in der Halle zwei Zellen, direkt hinter dem Eingang. Doch von dort wollte sie nicht anrufen. Sie hatte zu große Angst, daß man sie beobachtete. Zwar schauten die Glatzköpfe sie nicht öfter als die anderen Besucher an.

Trotzdem wurde sie ein komisches Gefühl nicht los.

Hoffentlich kam sie hier heil heraus!

Die Besucherzahl hatte mit fortlaufender Zeit nicht ab-sondern zugenommen. Das bewies, auf welch großes Interesse diese Ausstellung stieß. Es war auch viel Reklame dafür gemacht worden.

Glenda glaubte, im Schutz der hereinströmenden Besucher sicherer zu sein. Sie durchquerte die Halle in der Breite und blieb an der gegenüberliegenden Wand zwischen zwei Bildern einen Moment stehen, um sich einen guten Überblick zu verschaffen.

Niemand achtete auf sie.

Zwei Aufpasser waren damit beschäftigt, die Fragen neu eingetroffener Besucher zu beantworten. Sie hatten für die schwarzhaarige Sekretärin keinen Blick.

Glenda atmete auf.

Aber da waren noch die verdammten Kameraaugen, die unbestechlich jede Bewegung aufzeichneten. Ihnen konnte Glenda nicht entwischen, denn sie waren so angebracht, daß sie jeden Winkel der Halle sahen. Glenda war auch sicher, daß vor den Schirmen weitere Aufpasser hockten.

Wenn die bemerkten, daß sie die Ausstellung verlassen wollte, würden sie sofort reagieren.

Es fiel Glenda schwer, ihre Nervosität unter Kontrolle zu halten und nicht schneller zu laufen. Denn wenn sie sich beeilte, machte sie sich nur noch verdächtiger.

Glenda schlenderte auf den Ausgang der größeren Halle zu. Sie hielt sich dabei schräg versetzt neben zwei weiblichen Besucherinnen, die wie Hippies gekleidet waren.

Die beiden redeten nur von Golo Gulerian. Sie fanden ihn ungeheuer »irre« und interessant und bedauerten es, ihn noch nicht persönlich kennengelernt zu haben.

Glenda bedauerte dies nicht. Sie hatte jetzt schon von Golo Gulerian die Nase voll und erlag auch nicht mehr der Faszination seiner Bilder.

Sie dachte wieder nüchterner.

Zusammen mit den Mädchen schritt sie durch die Tür und gelangte auf den Gang, der auch zum Ausgang führte.

Die erste Hürde war geschafft.

Auch hier sah sie das Auge der Kamera.

Wie eine Drohung kam es ihr vor, und Glenda zuckte leicht zusammen, als sie in die Linse schaute.

Jetzt nur nicht die Nerven verlieren! schärfte sie sich ein. Bleib um

Himmels willen ruhig.

Sie ging jetzt schneller, wollte diese Halle so rasch wie möglich hinter sich lassen und bemerkte nicht, daß ihre ›Flucht‹ längst bemerkt worden war.

Zwei glatzköpfige Aufpasser verließen die Ausstellungshalle. Sie hatten Order bekommen, Glenda Perkins abzufangen. Es waren Typen, die auch mich überwältigt hatten.

Und sie hatten es eilig.

Rücksichtslos drängten sie sich vor, bis sie nur zwei Schritte hinter Glenda waren.

Die Sekretärin hatte es bis zum Ausgang nicht mehr weit. Einige Yards trennten sie von der Tür.

Der Kartenkontrolleur wußte bereits Bescheid. Er war gewarnt worden.

Plötzlich spürte Glenda, daß etwas nicht stimmte. Sie drehte den Kopf und warf einen schnellen Blick über ihre Schulter.

Glenda Perkins schaute genau in die Gesichter der beiden Glatzköpfe.

Sie ging weiter, obwoh der Schreck wie ein Blitzstrahl in sie hineinfuhr. Einer der Kerle streckte seine Hand nach ihr aus, doch mit einem raschen Schritt zur Seite entging sie dem Griff.

Die Hand rutschte an ihrem Arm ab.

Glenda sah die Wut in den Augen des Mannes leuchten und lief jetzt schneller.

Die beiden Mädchen schauten sie erstaunt an. Sie hatten wohl mitbekommen, was geschehen war, erkannten aber nicht den Grund.

Glenda lief zur Tür.

Doch da stand der Aufpasser!

Er ließ seinen Job sausen und kümmerte sich nicht um die Kartenkontrolle. Sein breites Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, die Hand verschwand in irgendeiner Kuttenfalte. Der Typ würde bestimmt keinen Lolli hervorholen.

Glenda war zwar eine Sekretärin und keine Kämpferin wie Jane Collins, aber sie hatte von ihr gelernt.

Und Angriff war auch für sie die beste Verteidigung.

Glenda Perkins sprang vor. Sie überraschte damit nicht nur die beiden neben ihr gehenden Mädchen und die Kerle hinter ihrem Rücken, sondern auch den Typ vor ihr.

Der bekam ihre Fußspitze voll in die Körpermitte.

Glatzkopf verdrehte die Augen und taumelte zurück. Sein Gesicht lief rot an, er bekam die Hand nicht mehr aus der Kuttenfalte und plumpste zu Boden, ohne sich vorher noch abstützen zu können.

Glenda wischte an ihm vorbei.

Hinter sich vernahm sie aufgeregte Stimmen, doch darum konnte sie sich jetzt nicht kümmern. Für sie waren die beiden anderen

Kuttenträger wichtig, die Glenda Perkins auf keinen Fall entkommen lassen wollten.

Sie stießen die beiden jungen Besucherinnen zur Seite und jagten hinter der Schwarzhaarigen her.

Dann hatte Glenda Glück.

Eine wahre Menschentraube stürmte durch das Eingangsportal und versperrte den Weg. Doch es gab einige Lücken. Bevor die sich schlossen, war Glenda hindurch, und ihre Verfolger hatten vorerst das Nachsehen.

Aufgeben wollten sie trotzdem nicht.

Gewaltsam räumten sie sich den Weg frei. Das ging so lange gut, bis die Besucher ihre Überraschung hinter sich hatten und ihrerseits zurückschlugen.

Sie waren in der Überzahl.

Im Nu hatte sich ein wirres Menschenknäuel gebildet, und die Schlägerei war im vollsten Gang.

Den Ankömmlingen hatten die Glatzköpfe nichts entgegenzusetzen. Sie gingen zu Boden.

Glenda Perkins nutzte die Zeit. Sie lief hinaus, drehte sich sogar noch einmal um, schaute in die Halle und atmete befreit auf. Mit viel Glück hatte sie ihre Verfolger hinter sich gelassen.

Doch John Sinclair schwebte nach wie vor in großer Gefahr. Davon war Glenda überzeugt.

Sie hielt sich auch erst gar nicht lange auf, sondern schaute sich nach einer Telefonzelle um.

Im Film fand die Heldin immer sofort eine, doch die Wirklichkeit sah anders aus. Die Halle lag in einer stilleren Seitenstraße, wo die Zellen wahrscheinlich demoliert waren.

Glenda Perkins lief in Richtung Piccadilly Circus, der an der Südwestgrenze des Stadtteils Soho liegt, und erreichte eine Nebenstraße der Regent Street.

Schwer atmend blieb sie stehen. Sie war schnell gelaufen, und das hatte Kraft gekostet.

Glenda holte erst einmal Luft.

Sie befand sich inmitten des Barviertels. Die Leuchtreklamen warfen ihr buntes Licht über die Frau. Zwei Männer wollten sie ansprechen, doch Glenda drehte sich demonstrativ zur Seite.

In der Nähe sah sie einen Taxistand.

Die Wagen parkten unter einer Laterne. Grelles Licht spiegelte sich im Lack.

Sie sah auch die Zelle.

Soeben verließ ein Mann sie, und bevor noch ein anderer hineinstürzen konnte, hatte Glenda sie besetzt.

Aufatmend ließ sie sich mit dem Rücken gegen die Glaswand fallen.

Sie hob den Hörer auf, warf Geld in den Schlitz und wählte Sukos Nummer, die sie selbstverständlich auswendig wußte.

Der Chinese hob rasch ab.

Glenda sprudelte heraus, was sie zusammen mit mir erlebt hatte.

Suko reagierte schnell.

»Ich komme«, sagte er. »Wo bist du?«

Glenda erklärte es ihm.

Der Chinese hängte ein, nachdem er versprochen hatte, sich zu beeilen.

Glenda Perkins war beruhigt. Sie drehte sich, um die Tür aufzustoßen. Wie erstarrt blieb sie stehen.

Vor der Zelle standen zwei Glatzköpfe!

***

Ich befand mich in einer schlimmen Lage!

Rücklings lag ich auf den Drahtrollen, die wie große Federn wirkten. An meiner Handverletzung hatte ich erkannt, wie schlimm es war, wenn die Haut mit einer der Rollen in direktem Kontakt geriet. Dieser Draht war so scharf, daß er mir tödliche Wunden zufügen konnte. Allein die Vorstellung, zwischen die Rollen zu fallen, war so schlimm, daß ich gar nicht weiter darüber nachdenken wollte.

So blieb ich erst einmal liegen.

Die Wunde an meiner linken Hand hatte aufgehört zu bluten, darüber war ich schon froh. Weniger froh jedoch war ich, als ich merkte, daß sich die Rollen unter der oberen Hälfte meines Körpers zu biegen begannen. Sie konnten wohl mein Gewicht nicht mehr schaffen. Wenn die Rollen wirklich nachgaben, dann rutschte ich von ganz allein tiefer in den Grubenschacht.

Ich schwitzte.

Es war der Angstschweiß, der mir aus allen Poren brach. Völlig hilflos lag ich in der Grube und sah meinem Ende entgegen, zuminderst einer schweren Verletzung.

Meine Hoffnung war Glenda Perkins. Wenn sie es schaffte, die Polizei zu alarmieren oder wen auch immer, bestand vielleicht die Chance, mich zu befreien.

Aber nur dann, denn aus eigener Kraft schaffte ich es sicherlich nicht.

Ruhig blieb ich liegen. Dabei atmete ich flach durch die Nase. Der Schweiß auf meinem Körper erkaltete langsam. Er wurde zu einer klebrigen Schicht, die auf der Haut juckte. Für mich war es schwer, die Beherrschung zu bewahren, denn das Jucken und Scheuern nahm von Minute zu Minute zu.

Die Lampe hatte ich ausgeschaltet, vielleicht brauchte ich sie später noch einmal.

Falls es überhaupt ein Später für mich gab.

Die Zeit verging.

Ich konnte nicht auf meine Uhr schauen, weil ich es nicht riskieren wollte, den linken Arm zu heben. Diese eine Bewegung schon hätte mich an den Rand des Todes bringen können.

Dafür hatte ich die Augen weit aufgerissen. In der Grube war es stockfinster, doch weit über mir, wo sich auch das Geländer befand, glaubte ich, einen schwachen hellen Schein zu sehen. Dort fiel noch ein wenig Licht durch die nicht ganz fugenlos schließende Tür des Ausstellungsraumes in den Gang.

Ein Hoffnungsschimmer.

Ich wagte gar nicht, daran zu denken.

Es war nicht völlig still. Die Drahtrollen summten leise weiter. Sie vibrierten, diese messerscharfen, dünnen Drähte, die so unheimlich gefährlich waren. Zu meinem Glück lagen sie so dicht an dicht, daß ich bei meinem Fall nicht zwischen sie gefallen, sondern wie von einem Trampolin aufgefangen worden war.

Ich wurde aufmerksam, als sich der Lichtstreifen verbreiterte.

Oben hatte jemand die Tür geöffnet.

Kamen sie jetzt, um mich zu holen? Aber wie wollten sie mich hier herausbekommen?

Das sollte im Moment nicht meine Sorge sein. Ich war gespannt, was die anderen von mir wollten.

Am Geräusch der Schritte hörte ich, daß es mehrere Männer waren, die durch den Gang auf das Geländer zugingen.

Dann verstummten die Schritte.

Stille.

Meine Spannung wuchs.

Trotz meiner Hilflosigkeit wollte ich endlich wissen, wie es weiterging.

Sehr lange brauchte ich nicht zu warten, vielleicht fünf Sekunden, als plötzlich von der Decke her kaltes Licht in die Grube fiel. Zum Glück jedoch so, daß ich nicht geblendet wurde und ich weiterhin nach oben schauen konnte, wo drei Personen vor dem rostigen Geländer standen.

Mit zwei von ihnen hatte ich mich bereits herumgeprügelt. Der dritte Mann kam mir bekannt vor.

Ich hatte ihn bereits gesehen, allerdings nur auf einem Plakat.

Trotzdem gab es für mich keinen Zweifel, wer dort oben stand.

Golo Gulerian!

Er war also gekommen.

Und er beugte sich vor, schaute zu mir hinunter in die Grube.

Ich konnte sein Gesicht jetzt besser erkennen. Er hatte tatsächlich die glatte, marmorne Haut und den widerlichen Mund, der jetzt zu einem triumphierenden Grinsen verzogen war, als er auf mich, den besiegten, niederschaute.

Ich hielt dem Blick stand, und diesmal sah ich den gelben Schimmer in seinen Augen recht deutlich.

Wie bei einem Raubtier…

»Sie wollten mich sprechen?« rief er mir höhnisch zu.

»Ja«, krächzte ich und räusperte mir die Kehle frei.

»Und warum?«

»Um mit Ihnen über ein Bild zu sprechen!«

»Das wollen viele. Warum halten Sie sich nicht an die Zeiten, die ich gesetzt habe?«

Dieses Frage- und Antwortspiel fiel mir auf den Wecker. Dabei schien dieser Typ genau zu wissen, wen er vor sich hatte.

»Ich möchte mich mit Ihnen nur über ein Bild unterhalten«, erklärte ich ihm.

»Über welches?«

»Die Bestie von Soho.«

Nach dieser Antwort entstand eine kurze Schweigepause. Dann höhnte er: »Hat es Ihnen so gut gefallen?«

»Mich interessiert mehr die Entstehung. Wie sind Sie auf dieses Thema gekommen?«

»Es war eine Eingebung.«

»Daran glaube ich nicht«, hielt ich ihm entgegen.

»Wieso nicht?«

»Meiner Ansicht nach entspricht das Motiv des Gemäldes einer Tatsache und somit einem Verbrechen.«

Er lachte. Es war ein widerliches, fettes Lachen, das Lachen eines Siegers. »All meine Bilder entsprechen den Tatsachen. Die Welten, die Sie sehen, existieren. Ich war dort und habe die Eindrücke von meinen Reisen mitgebracht. Das sind Welten, in denen ich mich zu Hause fühle.«

»Wo Dämonen leben?«

»Genau.«

»Dann sind Sie selbst ein Dämon!«

»Erfaßt, Sie haben es erfaßt.« Das war interessant. Er gab es also zu. Aber er hatte während des Gesprächs nicht einmal meinen Namen genannt. Darauf baute ich. Vielleicht wußte er überhaupt nicht, wen er vor sich hatte. Ich beschloß, weiterhin den Naiven zu spielen, der sich jedoch Gedanken machte und zwei und zwei zusammenzählen konnte.

»Dann gibt es also Dämonen?« fragte ich und gab meiner Stimme einen Klang, der Erstaunen ausdrückte. »Natürlich.«

»Oh, das ist gut«, erwiderte ich. »Dann waren meine Forschungen nicht umsonst.«

»Sie haben geforscht?«

»Ja, dieses Gebiet hat mich schon immer interessiert.«

»Erzählen Sie.« Jetzt riskierte ich es. »Wollen Sie mich nicht erst aus diesen Drähten holen?« Es kicherte hohl. Und es klang wie Teufelsgesang in den Ohren.

»Warum sollte ich Sie aus den Drähten holen?«

»Weil ich mit Ihnen über das Bild diskutieren möchte.«

»Das können wir auch so.«

Ich gab mich geschlagen. Dieser Golo Gulerian war knochenhart. Und er schien mich doch durchschaut zu haben, deshalb nahm ich kein Blatt mehr vor den Mund.

»Wie ist Ihnen die Idee zu dem Motiv gekommen?« wollte ich wissen.
»Ich selbst habe es ausprobiert.«

»In Cornwall?«

»Ja.«

Da hatte ich die Bestätigung. Er gab quasi zu, zwei Menschen getötet zu haben. Und darauf sprach ich ihn an. »Dann haben Sie das Farmer-Ehepaar umgebracht?«

»Sicher.«

»Oder war es die Bestie?«

Wieder kicherte er. Doch er gab mir auf diese Frage keine Antwort.

Ich wechselte das Thema. »Was ist mit den beiden kleinen Jungen geschehen?«

»Sie leben.«

»Fragt sich nur wie.«

Jetzt schickte er mir einen Fluch entgegen. »Sie leben und werden in meinem Sinne erzogen. Wie die anderen Diener, die nur für mich da sind und darauf hoffen, eines Tages den großen Sprung in die andere Dimension wagen zu können. Denn nicht jeder darf hinüber. Nur der, der würdig genug ist und mir lange genug gedient hat, bekommt die Chance, einen Blick nach drüben zu werfen.«

»Durch Ihre Bilder?« fragte ich.

»Auch. Aber erst, einmal muß ich die Einwilligung geben, denn nicht umsonst bin ich ein Günstling des Teufels. Der Satan gab mir die Kraft und das Talent, so zu malen. Durch mich und meine Bilder will er seinen Freunden das Jenseits zeigen, damit sie sich darauf freuen können, wenn sie zu ihm kommen. Das ist der Sinn meines Lebens, das ist die Mitteilung, die meine Bilder den anderen geben sollen. Noch heute abend wird die Ausstellung geschlossen, und dann werden nur die noch anwesend sein, die würdig genug sind, mit mir über das andere Reich zu reden. Wir werden uns zusammensetzen, und ich, Golo Gulerian, verkünde die Botschaft des Teufels!«

Dann sprach er weiter. »Aber du bist ein Feind. Du bist mein Feind, das habe ich sofort gespürt, und du bist ein Feind des Teufels. Gib es zu!«

Es fiel mir wahrhaftig nicht leicht, bei seinen Haßtiraden ruhig

liegenzubleiben, aber ich schaffte es und bewahrte meine Beherrschung. Aus welchem Grunde sollte ich bei meiner Antwort lügen?

»Ja, ich bin ein Feind der Hölle und des Teufels!« schrie ich ihm entgegen. »Beides werde ich bekämpfen, so lange ich lebe!« Noch einmal holte ich vorsichtig Luft. »Willst du meinen Namen wissen, Golo Gulerian?«

»Ich kenne ihn bereits. Denn wer kennt dich nicht, John Sinclair!«

Ja, da hatte er recht. Wer aus dem Reich der Finsternis kannte nicht meinen Namen? Oder den meines Freundes Zamorra oder auch den der Damona King, die mir erst vor kurzem das Leben gerettet hatte.

»Du wolltest doch die Bestie von Soho sehen?« rief er mir zu.

»Schau genau hin, dann siehst du sie.«

Ja, ich schaute hin.

Und ich sah, wie er sich verwandelte.

Gulerians Gesicht wurde noch dicker, nahm immer mehr Ähnlichkeit mit dem eines Hundes an. Aus seiner Kutte wuchsen die Arme. Fingernägel wurden zu gefährlichen Krallen, Reißzähne traten aus dem Oberkiefer hervor, und aus der Stirn wuchsen plötzlich Hörner.

»Ich bin die Bestie!« brüllte er durch den leeren Hallenteil. »Ich bin die Bestie von Soho! Und du, John Sinclair, wirst elendig verrecken!«

Noch einmal plusterte er sich in seiner ganzen Größe auf, dann machte er kehrt und ging.

Das Licht verlosch.

Dunkelheit blieb zurück.

Und ich in meiner hoffnungslosen Lage…

***

Sie hatten sie also doch gefunden!

Glenda Perkins machte sich keine Illusionen mehr. Die beiden standen vor der Zelle und grinsten. Waffen hielten sie nicht in den Händen, doch Glenda war überzeugt, daß sie welche bei sich trugen und sie auch blitzschnell ziehen würden, wenn es nötig war.

Gegen zwei kam sie nicht an.

Unmöglich!

Aber was tun? In der Zelle bleiben? Das ging höchstens ein paar Minuten lang, dann würde sicherlich jemand kommen und telefonieren wollen.

In der Zeit konnte Suko noch nicht hier sein.

Einer der beiden trat vor und klopfte gegen die Tür. Er tat so, als wollte er telefonieren, doch Glenda schüttelte den Kopf. Da kam ihr eine Idee.

Sie konnte ja weiterhin anrufen.

Oder nur so tun.

Sie drehte sich zur Seite und stellte fest, daß ihre Hände zitterten, als sie den Hörer nahm. Sie warf Geld in den Schlitz, was sie erst beim zweiten Versuch schaffte, und wählte irgendeine Nummer.

Die Scheibe hatte sich erst zweimal gedreht, als Glenda den Luftzug im Nacken spürte.

Jemand hatte die Tür geöffnet.

Dann spürte sie die harte Hand auf ihrer Schulter. Finger griffen zu, gruben sich in ihr Fleisch und zwangen sie, zurückzugehen.

»So haben wir nicht gewettet, Süße!« hörte sie eine Stimme dicht an ihrem Ohr. »Komm schon, der Teufel wartet auf so etwas Nettes wie dich!«

Glenda fiel aus der Zelle.

Ein Fremder kam herbei, um zu telefonieren. Erstaunt schaute er Glenda und den Glatzkopf an.

Der Mann lächelte. »Sie können telefonieren, Sir. Die Zelle ist eben frei geworden.«

»Danke.«

Glenda wollte etwas sagen, doch der Typ riß sie herum, und der andere preßte ihr blitzschnell seine schwielige Hand auf den Mund, wobei er Glenda zum Gehsteig hin mit seinem Körper abdeckte, damit sie nicht beobachtet werden konnten.

Es war eine eiskalt geplante Entführung, und das mitten im belebten Soho. Aber niemand kümmerte sich darum. Kaum einer warf dem schwarzhaarigen Girl und den beiden Kuttenträgern auch nur einen Blick zu. Man drückte lieber beide Augen zu.

Die Kerle nahmen Glenda in die Mitte. Sie hielten sie an den Armen gepackt und hatten ihre Gelenke nach hinten gebogen. Dabei drängten sie sich dicht an sie, so daß Glenda auch ihre Körperausdünstungen riechen konnte.

»Wenn du schreist!« drohte der links von ihr gehende Kerl, »jage ich dir ein Messer zwischen die Rippen!«

Glenda schwieg.

Stolz hielt sie den Kopf erhoben. Sie schaute nach vorn, die Straße entlang, denn sie suchte Suko. Er mußte bald kommen, so weit war es doch nicht, und die Harley, seine Maschine, fuhr schnell.

Aber Suko kam nicht.

Dafür jedoch eine Gruppe angeheiterter Touristen oder Geschäftsleute. Es waren sechs Männer. Zwei Girls hatten sie auch noch abgeschleppt, und die Gruppe war in Form. Sie nahm die gesamte Breite des Gehsteiges ein.

Zum Ausweichen war kein Platz.

Auf die Straße konnten Glenda und ihre beiden Bewacher auch nicht, es herrschte zu starker Verkehr.

Der Anführer der Gruppe, ein breitschultriger rothaariger Typ, blieb

plötzlich stehen und lachte.

»Was seid ihr denn für komische Heilige!« prustete er und schlug sich auf die Schenkel.

»Halt dich ja still!« zischte man Glenda ins Ohr.

Sie sagte nichts, sondern beobachtete nur.

Der Rothaarige ging vor. »Los, ihr beiden, haut ab. Laßt uns die Süße. Geht ihr in euren Tempel.«

Die anderen waren stehengeblieben und klatschten Beifall.

Die Kuttenträger sprachen kein Wort. Sie wollten sich an den Männern vorbeidrücken, doch das ließen die nicht zu.

»Her mit der Puppe!« brüllte der rothaarige Mann. »Ich brauche noch was für die Nacht.«

Glenda merkte, wie sich der Griff etwas lockerte.

Ihre Chance!

Urplötzlich riß sie sich los. So schnell, daß die beiden Kuttenträger nicht reagierten. Als sie nachfassen wollten, hatte sich Glenda schon befreit.

Mit der Schulter stieß sie gegen die Hausmauer. Damit war sie auch dem Griff des Rothaarigen entgangen. Dafür packte ein anderer Kerl zu. Bevor seine Finger ihre Brust erreichten, schmetterte Glenda ihm die Faust aufs Handgelenk.

Der Mann fluchte und zuckte zurück.

Glenda Perkins wischte an ihm vorbei.

Nach zwei Schritten sah sie die schmale Einfahrt.

Ohne zu überlegen, huschte sie dort hinein, während hinter ihr der Streit weiterging.

Zum zweitenmal hatte sie großes Glück gehabt.

Die Einfahrt war schmal, aber auch lang. Man konnte mit ausgebreiteten Armen nicht gehen, und am Ende der Einfahrt schimmerte ein rotes Licht.

Es gehörte zu einer der zahlreichen Hinterhofbars, die ein normal Sterblicher nicht besuchte, denn dort trieb sich wirklich der letzte Londoner Abschaum herum.

Aber Glenda hatte keine Wahl. Sie mußte auf dieses rote Licht zulaufen.

Etwa in der Einfahrtmitte stolperte sie. Jemand lag auf dem Boden. Sie hörte ein Grunzen, stemmte sich an der Mauer ab und spürte eine krumme Hand an ihren Beinen. Glenda zuckte zusammen und trat hastig zu. Sie hörte einen Fluch, und die Klaue verschwand. Sofort hastete Glenda Perkins weiter. Unangefochten erreichte sie das Ende der Einfahrt, erreichte einen schmalen Hof, lief aber nicht geradeaus auf die Bar zu, sondern wandte sich scharf nach rechts, wo sie aus den Augenwinkeln das Gestänge einer Feuerleiter gesehen hatte.

Gab es dort einen Fluchtweg für sie? Vielleicht über irgendein Dach.

Glenda wurde die Entscheidung leicht gemacht, denn aus der Einfahrt hörte sie bereits die Stimmen ihrer Verfolger. Jetzt wurde die Zeit knapp.

Glenda Perkins stellte sich genau unter die Feuerleiter, ging einmal in die Knie, holte genügend Schwung und stieß sich ab. Mit gestreckten Armen schnellte sie der untersten Sprosse entgegen, bekam sie mit einer Hand zu packen, während die linke abrutschte.

Sie schrie vor Enttäuschung auf, hielt aber fest. Und sie zog sich hoch. Es war eine Quälerei, doch Glenda schaffte es.

Die Angst gab ihr diese Kraft. Da tauchten die beiden Verfolger auf. Und sie waren schnell. Sie spritzten in den Hof, blieben jedoch stehen, da sie Glenda nicht sahen. Die Sekretärin verhielt sich still.

Keinen Laut gab sie von sich. Sie stoppte sogar ihren Atem. Die beiden gingen weiter. Einen Schritt, den zweiten. Der erste Kerl stand jetzt direkt unter der Leiter. Glenda zitterte und bebte…

»Vielleicht ist sie in der Bar«, vermutete der vordere. Sein Kumpan fluchte. »Da kann man sich ja nicht hineintrauen.«

»Egal, finden müssen wir sie. Die Kleine weiß zu viel. Wir werden sie schon umdrehen.«

Dann passierte das Unglück. Die Feuerleiter war uralt und hatte Rost angesetzt. Durch die heftige Bewegung hatte sich etwas davon gelöst und rieselte zu Boden.

Nicht nur das.

Er traf auch den Kuttenträger am Kopf.

Der zuckte herum, schaute nach oben und sah die Silhouette der Frau.

»Da ist sie!«

Seine Stimme gellte auf, und sie war auch für Glenda Perkins das Startsignal.

Ohne weiter zu überlegen, handelte sie. Sie mußte weg, unbedingt. Und es gab nur den Weg nach oben. Ihre Arme reagierten fast wie von selbst. Sie packten die nächstgliegende Sprosse. Glenda zog sich hoch und entwischte der zugreifenden Hand des springenden Kuttenträgers.

Unter ihr ertönte ein wütender Fluch, der Glenda nur zu mehr Aktivität anspornte. Sie turnte weiter die Leiter hoch, erreichte unbeschadet eine erste Plattform und kletterte sofort höher.

Durch die hastigen Bewegungen knirschten die Halterungen der Feuerleiter im Mauerwerk. Das ganze Gebilde ächzte und schwankte, Rost regnete zu Boden, und es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, wann die Feuerleiter zusammenbrach.

Noch hielt sie, und Glenda hoffte, daß sie auch weiter halten würde.

Bisher hatte sie noch nicht die Möglichkeit gefunden, von der Leiter aus an eines der Fenster zu gelangen. Sie lagen zu weit von den Plattformen entfernt. Zudem waren sie geschlossen, Glenda hätte sie

erst einschlagen müssen.
Also weiter.
Unheimlich hoch kam ihr die Rückwand dieses Gebäudes vor. Es gab zahlreiche Fenster, die sie passierte. Hinter manchen Scheiben schimmerte rotes Licht. Erst jetzt kam der schwarzhaarigen Frau zu Bewußtsein, daß sie an der Rückseite eines Stundenhotels hochkletterte.
Das war Glenda egal. Hauptsache, sie entkam ihren Häschern.
Plötzlich gab es über Glenda einen gewaltigen Ruck. Gleich danach hörte sie das Knirschen, und dann fielen die ersten Teile dem Boden entgegen.
Glenda zog den Kopf ein.
Sie wurde nicht getroffen, nicht einmal gestreift. Dafür war es aus mit der weiteren Fluchtherrlichkeit.
Über ihr war die Leiter gerissen und bog sich nach außen.
Glenda blieb stehen.
Schwer ging ihr Atem.
Auch die Verfolger kletterten nicht mehr weiter. Sie hatten ebenfalls mitbekommen, was geschehen war, und zu ihrer eigenen Sicherheit unterbrachen sie die Verfolgung der Frau.
Glendas Chancen standen ein wenig besser.
Rechts von ihr befand sich ein nicht geschlossenes Fenster. Auch brannte dort kein Licht, es war also für die Frau der ideale Schlupfweg.
Glenda überlegte nicht mehr lange, sie setzte ihr Vorhaben in die Tat um. Auf der schmalen Sprosse bewegte sie sich nach rechts, bis sie den Rand erreicht hatte, klammerte sich am Handlauf fest, schätzte die Entfernung ab und machte einen großen Schritt.
Sie mußte beim ersten Versuch die schmale Fensterbank erreichen, um dort Halt zu finden. Jetzt gereichte es ihr zum Vorteil, daß sie einen weiten Rock trug, der sie in ihrer Aktivität nicht behinderte.
Ihr Fuß fand auf der Fensterbank Halt.
Glenda fiel ein erster Stein vom Herzen.
Doch so leicht gaben die Verfolger nicht auf. Einer griff in seine Kutte und holte einen Knüppel hervor. Sein Kumpan sah, was er vorhatte, und nickte grinsend.
Der Typ holte aus. Schwungvoll warf er seinen Knüppel. Der überschlug sich in der Luft und traf.
Glenda spürte den Aufprall im Rücken. Sie stand noch in der Schräglage, wurde nach vorn geworfen und wollte instinktiv loslassen, besann sich aber im letzten Augenblick und machte trotz ihrer Schmerzen den nächsten Schritt.
Sie fiel gegen das offene Fenster und dann hinein in den dunklen Raum. Erschöpft blieb sie auf einem kratzigen Flitzteppich liegen und

rang erst einmal nach Luft.

Ihr schwindelte, schlecht war ihr auch, doch aufgeben durfte sie nicht. Sie mußte weiter und zusehen, daß sie aus diesem Freudenhaus herauskam.

Glenda stemmte sich hoch. Zuerst schloß sie das Fenster. Ihre Verfolger sollten nicht die gleiche Chance bekommen wie sie. Dann wandte sie sich um, streckte beide Arme aus und schritt in der Dunkelheit zur Tür.

Vielmehr suchte sie diese Tür. Mit dem Schienbein stieß sie gegen eine Bettkante, drehte sich nach rechts und schlich vorsichtig weiter.

Dann fanden ihre Hände die Wand. Die tastenden Finger glitten über eine glatte Tapete, suchten weiter, doch plötzlich blieb sie abrupt stehen.

Sie hatte Stimmen gehört.

Draußen vom Gang her.

Zwar war es innerhalb dieses Hauses nie ruhig gewesen, aber die Stimmen fielen doch auf.

Und sie wurden lauter.

Ein Girl lachte. »Du wirst sehen, Honey, ich habe dir nicht zuviel versprochen.«

Honey brummte eine Antwort, die Glenda nicht verstand.

Im nächsten Moment bewegte sich ein Schlüssel im Schloß. Dann wurde die Tür aufgestoßen.

Glenda stand nicht weit von der Tür entfernt, und sie wurde von dem leichten Mädchen überrascht angestarrt.

»He, was willst du denn in meinem Zimmer?«

Das Girl hatte rote Haare, trug Netzstrümpfe, Strapse und ein superkurzes Kleid aus rotem Flitter. Der Mann hinter ihr sah aus wie ein Provinzonkel aus Wales, der einmal in seinem Leben sündigen wollte.

»Sorry«, sagte Glenda, »ich habe mich vertan.« Sie wollte sich an der anderen vorbeidrücken.

Doch die streckte die Hand aus. »Moment mal, Kleine. Ich kenne dich gar nicht. Habe dich nie hier gesehen. Was hast du hier zu suchen?«

»Ich bin neu.«

»Dann hätte Trigger was gesagt.«

»Vielleicht hat er's vergessen.«

»Der vergißt nichts. Auf jeden Fall kommt mir das alles mehr als spanisch vor. Wir…«

Der Kunde entschärfte die Situation. »Laß uns endlich reingehen«, beschwerte er sich. »Meinetwegen kann sie noch dableiben, wenn sie Lust hat.« Die Rote fuhr herum. »Fehlt noch, daß sie mir die Schau stiehlt, wie? Nee, so haben wir nicht gewettet.« Sie schaute dann wieder Glenda an. »Aber wir sprechen uns noch.«

»Meinetwegen.« Glenda betrat den Gang. Jetzt hielt sie niemand auf, und die Rothaarige hämmerte die Tür zu.

Befreit atmete Glenda Perkins durch. Dieser Kelch war noch einmal an ihr vorübergegangen.

Sie stand in dem typischen Gang eines miesen, alten Hotels. Er war nicht breit, es roch muffig, und die Tapeten an den Wänden fielen fast ab. Auch das schummerige Licht konnte die Stockflecken nicht verbergen.

Ein mieses Hotel, fürwahr.

Glenda befand sich allein auf dem Flur. An seinem Ende sah sie eine Treppe.

Hastig lief sie darauf zu.

Die Stufen waren schmal und ziemlich hoch. Wenn man nicht achtgab, konnte man leicht herunterfallen. Ein abgetretener Sisalläufer machte die Treppe noch mehr zu einer Rutschbahn.

Natürlich wurde Glenda gesehen, bevor sie das Erdgeschoß erreichte. Zweimal sogar.

Aber die Girls nahmen zum Glück keine Notiz von ihr. Hinter der Rezeption saß ein Mann.

Ein regelrechter Schlächter.

Er hatte einen breiten Schädel, der auf einem ebenso breiten Körper saß. Das karierte Hemd wurde von den Muskeln fast gesprengt.

Die Arme hatte er hochgekrempelt, und Glenda sah auf der nackten Haut zahlreiche Tätowierungen. Der dunklen Gesichtsfarbe nach zu urteilen, schien auch Negerblut in seinen Adern zu fließen.

Das mußte Trigger sein.

Er schaute Glenda entgegen.

Ihr Herzschlag raste. Nur nicht nervös werden! hämmerte sie sich ein. Nur die Nerven behalten. Es ist alles halb so schlimm.

Trigger legte seine Hände flach auf das Pult und stemmte sich langsam hoch. »Wer bist du denn?«

»Glenda.«

»Kenne ich nicht.«

»Ich bin neu.«

»Okay, das sehe ich. Aber für wen läufst du?«

»Für mich.«

»Auf eigene Rechnung?« Trigger wurde plötzlich wach. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, und er machte Anstalten, hinter seinem Pult hervorzukommen.

Glenda wußte, daß sie jetzt schnell sein mußte. Wenn dieser Trigger sie erst einmal hatte, war es aus.

Sie hatte noch zwei Stufen zu überwinden, und die Tür lag der Treppe direkt gegenüber.

Also weg!

Trigger dachte wohl nicht daran, daß die Schwarzhaarige irgend etwas unternehmen könnte, das nach Flucht aussah. Deshalb wurde er überrascht, als Glenda die beiden restlichen Stufen hinuntersprang und an der Rezeption vorbei auf den Ausgang zurannte.

Da wurde Trigger aktiv. Plötzlich bewegte er sich blitzschnell. Er kam hinter seinem Pult hervor und jagte Glenda Perkins fluchend nach.

»Warte, dich kriege ich!«

Glenda rammte die Tür auf.

Sie flog nach draußen, knickte um, raffte sich auf und wollte weiterrennen.

Im gleichen Augenblick sah sie vor sich die vier Kuttenträger. Die Verfolger hatten sich also verdoppelt. Sie spürte aber auch den harten Griff um ihre Oberarme.

Trigger hatte zugepackt.

In ihrer Not schrie Glenda Perkins gellend auf…

***

Suko hatte sich beeilt. Trotzdem war es verdammt schwer für ihn, sich durch den Londoner Abendverkehr zu wühlen. Und vor allen Dingen in Soho.

Der Chinese fand immer wieder Lücken, in die er mit seiner Harley hineinstieß. Es ging schließlich um ein Menschenleben!

Glenda Perkins hatte nicht ohne Grund angerufen. Sie befand sich in Lebensgefahr. Was mit John war, wußte Suko ebenfalls nicht, und so hatte er sich mit Waffen eingedeckt.

Er trug die Dämonenpeitsche und die Beretta bei sich. Shao hatte unbedingt mitfahren wollen, doch Suko war dagegen. Er wußte nicht, welch ein Abenteuer auf ihn wartete, unter Umständen konnte es lebensgefährlich werden, und da wollte er seine Freundin lieber in Sicherheit wissen.

Suko erreichte Soho.

Er fuhr über die breite Regent Street. Dort hatte er noch am ehesten die Chance, schnell voranzukommen. Glenda hatte ihm gut beschrieben, wo sie wartete.

Suko fuhr langsamer und suchte die Querstraßen ab. Dann hatte er sein Ziel gefunden.

Vor einem protzigen Straßenkreuzer lenkte er die Harley in die Straße hinein, gab noch einmal Gas und schoß davon.

Für die zahlreichen Reklamen der Bars hatte er keinen Blick. Ihn irritierte das bunte Licht auch nicht, er suchte nur seine Telefonzelle.

Und die sah er.

Aber Glenda war nicht da.

Suko ging vom Gas, fuhr seine Maschine dicht an den Straßenrand,

stieg ab und bockte sie auf. Er nahm den Helm ab. Auf dem Sozius schnallte er ihn fest.

Suchend schaute sich Suko um.

Er machte schon einen gefährlichen Eindruck in seiner Lederkleidung, die ihn noch breiter erscheinen ließ, als er in Wirklichkeit war.

Linkerhand mußte es zu dieser Ausstellungshalle gehen. Dort war die Straße auch zu Ende. Dafür zweigten zahlreiche Nebengassen ab, in denen Glenda sich versteckt halten konnte, wenn sie ihren Häschern entkommen war.

Es konnte jedoch auch umgekehrt sein.

Das bereitete Suko Sorgen.

Glenda hatte ihm die Kerle beschrieben. Sie trugen lange Kutten und hatten kahlrasierte Köpfe.

Und solche Typen bekam Suko plötzlich zu Gesicht. Sie verließen eine schmale Einfahrt, waren sichtlich aufgeregt und wurden erst ruhiger, als sie zwei ihrer Kumpane sahen, die auf sie zuschlenderten.

Die vier trafen sich.

Hastig redeten die beiden ersten auf die Neuankömmlinge ein.

Sie deuteten auf ein Stundenhotel, das eingeklemmt zwischen einer Bar und einem Porno-Shop lag.

Suko war auf einmal sehr aufmerksam. Den Gesten der Kerle entnahm er, daß Glenda ihnen wohl entwischt war und sie jetzt gesucht wurde. Sollte sie sich in dem Stundenhotel versteckt halten?

Die Glatzköpfe schritten auf den Eingang zu.

Andere Passanten nahmen dem Chinesen für einen Moment die Sicht. Als er den Eingang wieder sehen konnte, hörte er gleichzeitig den gellenden Schrei.

Und er sah die Frau.

Glenda!

Ein hünenhafter Bursche hielt sie von hinten umklammert und wollte sie wieder in das Hotel reinziehen. Vor ihr standen die vier Kuttenträger, und die wollten ebenfalls etwas von ihr.

Der Schrei war natürlich gehört worden. Passanten blieben stehen, verbauten den Weg und schauten sich sensationslüstern um.

Suko nahm keine Rücksicht. Er durchbrach den Wall der Neugierigen vor ihm und hatte freie Bahn.

Die Kuttenträger und der Hüne diskutierten noch. Sie konnten sich wohl nicht einig werden, wer sich um Glenda kümmern wollte.

Suko nahm ihnen die Entscheidung ab.

Ein Hammerschlag à la Bud Spencer trieb den ersten Kuttenträger zu Boden. Mit dem nächsten Hieb räumte Suko gleich zwei Glatzköpfe zur Seite, dann stand er vor Glenda.

»Suko!« schrie sie.

Der Chinese sah die Angst und Verzweiflung in ihrem Gesicht und dahinter die höhnische Grimasse des Hünen.

Sukos Faust schoß vor. An Glendas Kopf vorbei wischte der Schlag und traf die grinsende Visage des Portiers.

Trigger stieß einen überraschten Ton aus und fiel nach hinten. Er riß Glenda mit, so daß sie auf ihn prallte, doch los ließ er sie nicht.

Suko bückte sich, um Glenda aus den Klauen der Schläger zu befreien.

Da traf ihn der erste Hieb.

Ein Glatzkopf hatte mit seinem Knüppel zugeschlagen und Suko zwischen Schulter und Ohr getroffen. Es war ein kurzer, trockener Schlag gewesen, doch Suko war hart im Nehmen, so leicht schickte man ihn nicht auf die Bretter.

Er fuhr herum, riß gleichzeitig seinen Arm hoch und wehrte den nächsten Schlag ab. Mit der Linken konterte er. Der Kuttenträger flog zurück und prallte in den Ring der Gaffer.

Die Zwischenzeit hatte Trigger genützt. Ächzend kam er hoch und schleuderte Glenda von sich. Dann griff er in die Tasche und holte ein Messer hervor. Auf einen Knopfdruck hin sprang die Klinge aus dem Griff.

»Dich schlitze ich auf!« versprach er mit drohender Stimme.

»Dich mache ich fertig, Chink!« Und er stieß seinen Arm vor.

Suko war ein perfekter Karatekämpfer. Er wußte, wie man Messerstiche abwehrte. Zwei Griffe reichten, und er hielt das Gelenk des Hünen umklammert.

Ein Ruck, Suko drehte sich mitsamt seinem Gegner und schmetterte das Gelenk des Kerls gegen die Wand.

Trigger brüllte wie am Spieß. Sein Gesicht verzerrte sich. Das Messer hatte er fallen gelassen. Suko trat es weg.

»Suko!« Glendas Schrei warnte den Chinesen. Er fuhr herum.

Gleich zwei Kuttenträger sprangen auf ihn zu. Und sie schwangen ihre Knüppel.

Suko stieß einen wilden Kampfschrei aus, bekam die Ohren der Glatzenkerle zu packen und knallte ihre Köpfe zusammen.

Unter dem Beifall der Gaffer gingen die Typen zu Boden.

Suko atmete tief ein und schaute sich um.

Glenda Perkins kauerte an der Hauswand. Neben ihr stand in gebückter Haltung der Portier. Er hielt sein rechtes Gelenk umklammert. Sein haßerfüllter Blick war auf Suko gerichtet. Die beiden anderen Kuttenträger waren verschwunden.

Suko faßte nach Glendas Arm. »Komm«, sagte er nur.

Aufatmend klammerte sich Glenda an den Chinesen fest. Sie war gerettet. Suko hatte es letzten Endes doch noch geschafft.

Rasch verließ er mit meiner schwarzhaarigen Sekretärin den

Kampfplatz vor dem Stundehotel.
»Wo willst du hin?« fragte Glenda.
»Wir werden uns einmal diesen Maler anschauen«, erwiderte er grimmig.
Glenda blieb stehen. »Du willst in die Höhle des Löwen? Allein?«
»Nein, mir dir.«
»Aber…«
»Denk an John«, sagte der Chinese.
Glenda nickte. »Sicher, daran denke ich auch. Sollten wir nicht die Polizei einschalten? Wir allein können doch kaum etwas gegen die Bande ausrichten.«
Für diesen Vorschlag war Suko überhaupt nicht. »Keine Polizei. Die Kameraden kommen mit großem Trara, das geht auf keinen Fall. Unsere Gegner wären gewarnt.« Suko schaute Glenda von der Seite her an. »Meinetwegen kannst du ja zurückbleiben.«
»Nein, das will ich auch nicht.«
Suko nickte. »Okay, dann erkläre mir genau, was sich zugetragen hat. Am Telefon hast du ja nicht viel sagen können.«
Glenda berichtete. Suko hörte gespannt zu. Hin und wieder nickte er. Er war sogar mit Glendas Erzählung zufrieden, denn sie hatte gut beobachtet.
»Ich hoffe nur, daß sie uns einlassen werden«, meinte Glenda. Sie war wieder etwas ängstlich geworden, je mehr sie sich der Halle näherten.
Vor dem Eingang herrschte noch reger Betrieb. Das Licht der hohen Standleuchten warf seinen Schein auf zahlreiche Besucher, die entweder in die Ausstellung gingen oder die Halle bereits wieder verließen.
Letztere befanden sich in der Überzahl.
»Wahrscheinlich hat er sein Interview noch nicht gegeben«, vermutete Glenda.
Suko grinste. »Da kommen wir ja gerade richtig«, bemerkte er und hielt Glenda die Tür auf.
Diesmal betrat sie mit dem Chinesen die Halle. Glenda hatte ein komisches Gefühl, eine Mischung aus Angst und Spannung. Wie würden die anderen reagieren? Ließ man sie in Ruhe, oder griff man sie heimtückisch an?
Das erste Hindernis bestand nicht mehr. Der Kartenkontrolleur hatte seinen Platz verlassen. Ungehindert konnten Glenda Perkins und Suko passieren.
»Wo ist es denn?« fragte der Chinese. Er hatte den Reißverschluß seiner Lederjacke zur Hälfte geöffnet, um schneller an die Waffen kommen zu können.
»Wir müssen erst durch den großen Raum«, erwiderte Glenda

Perkins. »In den anschließenden Räumlichkeiten gibt es eine Tür, durch die John verschwunden ist.«

Es fiel selbst Suko schwer, sich zu beherrschen. Er und Glenda spielten die interessierten Ausstellungsbesucher, blieben manchmal sogar vor Gemälden stehen, obwohl Glenda jetzt die Motive anekelten.

Natürlich hielten sich in den Hallen wieder Glatzköpfe auf. Aber sie taten so, als würden sie Glenda und den Chinesen gar nicht wahrnehmen.

Das gefiel der Sekretärin nicht.

Sie machte Suko darauf aufmerksam.

Der Chinese war ebenfalls ihrer Meinung. Sie achteten jetzt noch mehr auf Rückendeckung.

Den Gesprächen der Besucher konnten sie entnehmen, daß es bald zu dem Interview kommen würde. Und sie merkten auch, daß nicht alle geladen waren, sondern nur ein ausgesuchter Kreis.

Deren Mitglieder hatten sich bereits versammelt.

Meist jüngere Menschen, oft abenteuerlich gekleidet und von der Ausstrahlungskraft der Bilder besessen.

»Wir werden wohl kaum eine Chance haben, dem Gespräch beizuwohnen«, meinte Suko.

Glenda nickte. Sie ging einen Schritt hinter Suko und schaute sich öfter furchtsam um. Sie hatten jetzt den großen Raum durchquert und begaben sich in den anderen, wo auch das Bild der Bestie von Soho hing.

»Rechts!« sagte Glenda, »da ist es.«

Suko machte eine halbe Drehung und blieb stehen. »Wo denn?« fragte er überrascht.

Glenda kam näher.

Auf einmal wurden ihre Augen groß. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte sie und schüttelte verständnislos den Kopf.

Das eigentliche Bild war verschwunden. Vor ihnen hing nur noch der Rahmen mit der leeren Leinwand…

***

Es war eine teuflische Art zu sterben, die sich Golo Gulerian für mich ausgesucht hatte. Und eines menschlichen Satans, wie er es einer war, würdig.

Welche Chancen hatte ich?

Keine, wenn man darüber nachdachte. Der Rand der Grube war viel zu hoch, außerdem fand ich auf den dicht an dicht liegenden Drahtrollen keinen festen Stand.

Ich würde zwischen sie fallen und von dem scharfen Blech zerschnitten werden.

Ruhig blieb ich liegen.

Meine Erregung klang langsam ab und machte wieder eiskalter Überlegung Platz. Ewig konnte ich nicht auf den Rollen liegenbleiben. Sie würden irgendwann einmal nachgeben, und dann war es um mich geschehen.

In meiner rechten Hand befand sich noch immer die kleine Bleistiftlampe. Die Finger hatten sich regelrecht darum gebogen, und der Griff klebte vor Schweiß.

Ich knipste die Lampe an.

Der dünne Strahl schnitt waagerecht durch die Dunkelheit und traf als heller Punkt die Innenmauer der Grube. Sie bestand aus rauhem Gestein, und die einzelnen Quader waren so dicht aneinandergesetzt worden, daß es keine Risse und Spalten gab, die meinen Füßen eventuell Halt gegeben hätten.

Ich dachte weiter.

Wie kam jemand in die Grube hinein und dann wieder heraus. Er würde sicherlich nicht vom Rand aus hineinspringen und an der Wand hochklettern. Für so etwas nahm man gewöhnlich eine Leiter. Ich glaubte allerdings nicht, daß die Arbeiter früher erst immer eine Leiter herangeschleppt hatten, um aus oder in die Grube zu steigen. Aus Gründen der Zeitersparnis könnte deshalb durchaus eine Leiter in eine der vier Grubenwände eingelassen worden sein.

So etwas hatte ich schon mal gesehen. Und zwar in Autowerkstätten.

Diese Grube hier war wesentlich tiefer, und eine Leiter wäre direkt erforderlich gewesen.

Vorsichtig bewegte ich meine Hand und schwenkte mit dem Lichtstrahl einen Teil der Wand ab.

Dort war nichts zu sehen.

Unter mir bewegten sich wieder die verdammten Drähte. Selbst diese Bewegung spürten sie.

Um aber die anderen drei Wände anleuchten zu können, mußte ich mich drehen.

Und das auf diesen verdammten Drahtrollen.

Ein kaum durchführbares Unterfangen, doch mir blieb keine andere Wahl.

Die Lampe nahm ich zwischen die Zähne, verlagerte mein Gewicht auf die rechte Seite und hob behutsam das linke Bein an.

Die Drähte wurden unruhig. Sie federten stark, doch sie hielten.

Ich konnte mich um eine Winzigkeit weiter nach rechts drehen.

Meine Situation hatte sich verbessert. Ich lag jetzt halb auf der rechten Seite.

Behutsam hob ich den rechten Arm und nahm die Lampe aus dem Mund. Dann drehte ich das Handgelenk und leuchtete mit dem Strahl die nun vor mir liegende Mauer an.

Ich sah die gleichen Steine wie auch beim erstenmal. Dicht an dicht

zusammengefügt und fugenlos. Manche Stellen schillerten bunt. Das waren die Reste von herabgelaufenen Ölspuren. Den Arm hatte ich stark angewinkelt, so daß ich mein Handgelenk auch bewegen konnte, ohne den Körper dabei zu überlasten.

Der Strahl wanderte über das Mauerwerk. Je weiter ich ihn bewegte, um so geringer wurde meine Hoffnung. Sie schmolz zusammen wie Eis in der prallen Julisonne.

Ich hatte bereits die Hand so weit gebogen, daß es schon schmerzte, als etwas aufblitzte.

Metall!

Plötzlich war die Hoffnung wieder da. Sollte sich innerhalb der Mauer tatsächlich eine Leiter befinden?

Um eine Winzigkeit drehte ich mein Gelenk weiter.

Tatsächlich!

Und sie war in das Mauerwerk eingelassen, so wie ich es sehnlichst erhofft hatte.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Nur – wie sollte ich dorthin kommen? Das war die große Frage, denn durch mein Gewicht hatten sich die einzelnen Drahtrollen weiter verbogen.

Die Rolle unter meiner Schulter kippte bereits nach links ab, sosehr drückte ich dagegen.

Wenn ich den Arm ausstreckte, befand sich zwischen meinen Fingerspitzen und der Mauer immerhin noch eine Distanz von über einem Yard.

Normalerweise sehr wenig, doch in meiner Lage verdammt viel.

Fast unüberbrückbar viel.

Doch die Hoffnung war da – und auch der Wille.

Ich wollte und mußte hier raus.

Abermals steckte ich mir die Lampe zwischen die Zähne. Noch immer lag ich auf der Seite, mußte jedoch, um die Distanz zu überbrücken, auf den Bauch gelangen, denn so war mein Gewicht besser verteilt. Vor allen Dingen dann, wenn ich Arme als auch Beine ausbreitete.

Hoffentlich fiel ich bei meinem Manöver nicht zwischen die Drahtrollen.

Das war meine große Angst.

Ein paar Sekunden ließ ich verstreichen, um mich zu konzentrieren. Dann riskierte ich es.

Vorsichtig bog ich den Oberkörper weiter, bekam das Übergewicht und fiel auf den Bauch.

Unter mir wogte und bewegte es sich. Die Drahtrollen schaukelten, sie schienen mein Gewicht nicht halten zu wollen. Mit dem linken Bein rutschte ich ab, und sofort flackerte Panik hoch.

Die Unterlage hielt.

Sie schwankte zwar, aber ich konnte liegen und auch meine Gliedmaßen ausbreiten.

Das war geschafft.

Näher war ich meinem Ziel trotzdem noch nicht. Ich mußte mich weiter quälen.

Wenn ich eine feste Unterlage gehabt hätte, so hätte ich mich abstoßen können, doch ich lag auf diesem schwankenden Untergrund und mußte praktisch kriechen.

Der erste Versuch.

Das linke Bein zog ich vorsichtig an, bis Wade und Oberschenkel einen rechten Winkel zueinander bildeten.

Nichts geschah.

Weiter.

Beim rechten Bein ging ebenfalls alles glatt. Nun lag ich auf den Drahtrollen wie ein Laubfrosch.

Jetzt die Arme anwinkeln.

Vorsichtig, nur vorsichtig. Behutsam ging ich zu Werke, keine überflüssige Bewegung. Der Schweiß brannte auf meinem Gesicht und überall am Körper. Selten zuvor hatte ich mich so konzentriert.

Es ging alles glatt.

Nicht einmal hatte ich mich geschnitten. Die Tatsache gab mir neuen Mut.

Ich nahm die Lampe aus dem Mund und leuchtete abermals die Mauer an. Mein Liegewinkel hatte sich bei der Aktion ein wenig verändert, der schwache Strahl traf die Leiter jetzt direkt.

Sie war lange nicht mehr benutzt worden. Die Sprossen hatten längst dicken Rost angesetzt.

Ich merkte mir genau die Entfernung bis zur Mauer. Jedes Detail prägte ich mir ein, wechselte wieder die Lampe in den Mund und konzentrierte mich.

Plötzlich war ich ganz ruhig. Selbst das heftige Herzpochen war abgeflacht. Wie immer vor entscheidenden Situationen nahm ich all meine Nerven zusammen. Es mußte klappen, es durfte nichts schiefgehen. Nur einmal noch mußte ich mich auf die Rollen verlassen.

Danach konnten sie meinetwegen ineinander fallen, das machte mir überhaupt nichts. Tief Luft geholt. Langsames Zählen. »Eins, zwei, drei…« Bei vier stieß ich mich ab. Ich drückte meinen Körper erst in die Drähte hinein, spürte dabei, wie der Anzugstoff zerschnitten und auch Haut in Mitleidenschaft gezogen wurde, gab mir den nötigen Schwung und stieß mich ab. Es gelang.

Ich kam weg von diesen verdammten Drahtrollen, streckte im Sprung meine Arme aus, riß sie mir dabei fast aus dem Schultergelenk – und knallte mit den Händen gegen die Sprossen.

Hart griff ich zu. Meine Finger krallten sich um die Sprosse und ließen nicht mehr los.

Unter mir gerieten die Rollen ins Wanken. Sie waren wie eine einzige Woge, sie klirrten gegeneinander, die Ordnung brach zusammen, die einzelnen Rollen verkrallten sich ineinander und wurden zu einem wirren Knäuel.

Ich riß die Beine an meinen Körper heran, prallte mit den Schuhspitzen gegen das Mauerwerk zwischen zwei Sprossen und kletterte sofort höher.

Automatisch zog ich die Beine nach. Das rechte hakte. Verdammt auch. Ich blieb ruhig stehen, nahm die kleine Lampe, leuchtete nach unten und sah die Bescherung.

Mit der Fußspitze war ich in einer Drahtrolle hängengeblieben.

Und die zog ich hinterher, auch als ich nach oben stieg. Sie vorher abzuschütteln, wäre zu riskant gewesen. Ziemlich erschöpft, aber auch glücklich kletterte ich über den Rand der Grube und befand mich nun endgültig in Sicherheit.

Die Drahtrolle konnte ich nun abschütteln. Sie verschwand in der Grube und fiel zwischen den Wirrwarr der anderen Rollen. Dabei zitterten und sangen alle nach.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn.

Beine und Arme zitterten. Ich ließ mich kurzerhand zu Boden sinken und wartete ab, bis sich meine Nerven wieder beruhigt hatten.

Es dauerte nicht lange. Das Leben hatte mich so geprägt, daß ich hart im Nehmen geworden war.

Doch die ganze Aktion war nicht ohne Verletzungen über die Bühne gegangen.

Ich untersuchte mich.

An den Hosenbeinen war der Anzugstoff wie mit scharfen Messern eingeschnitten. Ich blutete an der rechten Wade und auch in Höhe beider Knie. Doch die Wunden waren nicht schlimm. Nur kleine Kerben im Fleisch. Nichts, was tiefer ging.

Der Rückweg war kein Problem. Ich brauchte nur in umgekehrter Folge zu gehen, schritt den Gang entlang und blieb vor der Tür stehen.

Ich war gespannt darauf, welche Gesichter die Kerle machen würden, wenn sie mich sahen.

Meine Hand berührte die Klinke. Ich drückte sie nach unten und wollte die Tür mit einem Ruck aufstoßen. Sie war verschlossen!

***

»Das darf doch nicht wahr sein!« flüsterte Glenda Perkins. »Das Bild ist verschwunden!«

»Du bist dir ganz sicher, daß du damit die Bestie von Soho gemeint hast?« fragte Suko.

»Ja.« Glenda deutete auf die Wand. »Hier, genau hier hat es gehangen«, erklärte sie und trat einen Schritt vor, wobei sie die Augen etwas zusammenkniff. »Wenn du genau hinschaust, kannst du sogar noch den Abdruck sehen.«

»Auf der Leinwand?«

»Ja.«

Jetzt war auch Suko neugierig geworden, und er sah, daß Glenda recht gehabt hatte.

Der Chinese ging wieder zurück. Nachdenklich knetete er sein Kinn. »Wie ist so etwas möglich«, murmelte er. »Da ist das Motiv praktisch von der Leinwand entfernt worden, aber nicht durch radieren, sondern es sieht ganz so aus, als wäre diese Bestie aus dem Rahmen gestiegen.«

»Vielleicht ist sie das«, flüsterte Glenda.

Suko nickte versonnen. »Schon möglich. In unserem Geschäft erlebt man Dinge, über die man mit anderen gar nicht zu sprechen wagt.«

»Übrigens – andere«, sagte Glenda. »Ich glaube, die meisten haben die Ausstellung verlassen.«

Suko drehte sich um.

In der Tat. Er und Glenda befanden sich allein in dem kleinen Ausstellungsraum.

»Seltsam, nicht?«

Suko hob die Schultern. »Mal sehen, wie es in dem großen Raum aussieht.«

Sie schritten nebeneinander wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

Fast alle Besucher hatten die Ausstellung verlassen. Weiter vorn schloß ein Kuttenträger die große Glastür ab.

»Das paßt mir überhaupt nicht«, sagte Suko leise.

Glenda zählte inzwischen die Zurückgebliebenen. Es waren genau dreizehn Personen.

Sieben Frauen und sechs Männer.

Sie hatten sich zu einer Gruppe zusammengestellt, flüsterten miteinander und beachteten weder Suko noch Glenda Perkins.

Bis auf den Türabschließer war keiner der Diener zu sehen.

Trotzdem hatte Suko das Gefühl, von zahlreichen Augen belauert zu werden.

Glenda schien seine Gedanken zu erraten. »Die Kameras!« flüsterte sie. Suko schaute zur Decke.

Er sah mehrere künstliche Augen, die sie genau im Visier hatten.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich den Chinesen. Er kam sich plötzlich vor wie in einer großen Gruft.

Die ratternden Geräusche schreckten alle auf.

Und jeder blickte zu den hochgelegenen großen Fenstern. Dort fielen eiserne Rollos herunter und schlossen fugendicht ab.

»Jetzt ist die Rattenfalle perfekt«, meinte der Chinese.

»Ich habe Angst«, hauchte Glenda.
»Das kann ich verstehen.« Wohl fühlte sich Suko auch nicht. Er hatte sowieso einen schlimmen Verdacht. Wenn diese Bestie von Soho tatsächlich aus dem Bild gekommen war, konnte es durchaus sein, daß sich die Horrorfiguren der anderen Gemälde auch selbstständig machten. Dann würde es zur Panik kommen.
Nur noch die Spotlights brannten, die anderen Lampen und Glühbirnen waren verlöscht.
»Laß uns zu den anderen gehen«, schlug Glenda vor, und Suko war einverstanden.
Der überwiegende Teil des Raumes lag im Dunkeln. Nur die angestrahlten Bilder bildeten helle Lichtinseln.
Die Besucher schauten den beiden Neuen entgegen. Glenda lächelte ein wenig verkrampft. »Wann ist es soweit?« fragte sie.
»Um Mitternacht wird der Meister mit uns reden«, antwortete eine etwa dreißigjährige Frau, und ihre Augen leuchteten dabei.
»Der Meister?«
»So nennen wir ihn doch.«
Dann redete Suko. »Habt ihr euch schon eure Fragen ausgedacht?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
Eine andere meinte: »Was sollen wir ihn denn fragen? Wir wissen doch alles. Wir warten nur auf die Erleuchtung.«
»Und die wird euch oder uns der Meister geben.«
»Unter anderem.«
»Was denn noch?« wollte Suko wissen.
»Der Teufel«, bekam er die flüsternde Antwort. »Satan ist überall, und wir werden einen Blick in seine Welt werfen. Durch diese Bilder, die uns das gestatten.«
Suko schluckte. »Ja, das hatte ich mir schon gedacht.«
»Aber das ist ja schrecklich!« hauchte Glenda. Ihre Worte waren gehört worden.
»Es ist nicht schrecklich, Schwester. Es ist die Erfüllung. Schau dir die Bilder doch an, wie echt sie sind. Das ist das Leben in der Hölle! Sind sie nicht von einer nahezu phantastischen Schönheit? Und wir sind auserwählt, das miterleben zu dürfen. Der Meister wird uns das Tor zu ihm öffnen.«
Einen Teil der Lösung wußte Suko jetzt bereits. Sie hatten es mit einem Satanszirkel zu tun, aber einem ganz besonderen, wie sich herausstellen sollte. Über realistisch gezeichnete Bilder nahmen diese Verirrten Kontakt mit der Hölle auf.
Suko hatte selbst schon Dimensionsreisen gemacht und wußte, wie es in den Reichen des Grauens aussah. Da hatte Golo Gulerian nicht übertrieben gemalt. Jeder Pinselstrich drückte einen harten Realismus

aus.

Der Chinese warf einen Blick in die Runde, schaute wieder die Bilder an und hatte das Gefühl, als würden sie ein Eigenleben führen. Vielleicht machte das auch nur das Wechselspiel zwischen Licht und Schatten.

Plötzlich ertönte ein Gong.

Er hallte noch lange nach.

Ein Raunen strich durch den Raum. Die meisten Augen bekamen einen noch stärkeren Glanz.

»Jetzt kommt der Meister«, wisperte eine Frau mit ehrfurchtsvoller Stimme…

***

Ein Zitat aus Goeths Faust fiel mir ein. ›Da steht ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor‹.

Nun, etwas klüger war ich schon. Die für mich aufgestellte Todesfalle hatte nicht zugeschnappt, und das wußten meine Gegner bestimmt noch nicht, denn sonst hätten sie schon längst Gegenmaßnahmen ergriffen.

Ich aber mußte erst einmal aus dieser verdammten Halle. Die Dunkelheit empfand ich als großes Hindernis, und ebenfalls als Hindernis sah ich die Stabilität der Tür an. Es würde mir nicht gelingen, sie aufzubrechen.

Noch einmal versuchte ich es. Ohne Erfolg. Die Tür war und blieb verschlossen.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten, bis die Kuttenträger mit ihrem Chef kamen, um nachzusehen, was wohl mit mir geschehen war.

Das konnte dauern.

Ich machte mir auch Gedanken um Glenda Perkins. Schließlich war sie mit mir gekommen und ebenfalls eine Zeugin. Man hatte uns zusammen gesehen. Hoffentlich schwebte sie nicht in Gefahr, denn die Kuttenträger würden kurzen Prozeß mit ihr machen.

Wirklich eine miese Situation, in der ich mich befand.

Langsam schritt ich den dunklen Gang zurück. Die kleinen Wunden hatten sich geschlossen. Die Blutung war gestillt.

Jetzt suchte ich die Wände ab. Irgendwo mußte es doch noch Licht geben. Dieser Teil der Halle war zwar von der anderen isoliert, doch ich sah keinen Grund dafür, daß die Leitungen gekappt wurden.

Yard für Yard tastete ich die Wände ab. Ich fühlte rauhes Gestein, manchmal feucht und moosig, und ich näherte mich immer mehr der Brüstung, über die man mich geworfen hatte.

Ich brauchte kein Licht mehr zu machen.

Es wurde von ganz allein hell.

Wie im Kino.
Erst langsam, dann schwoll es immer mehr an. Aus einem nur zaghaften Glimmen wurde ein leichtes Strahlen, und einen Herzschlag später riß die Helligkeit die Konturen und Umrisse aus dem Finstern der Halle.
Jetzt erst konnte ich die gesamten Ausmaße der Halle in Augenschein nehmen.
Sie war wirklich gewaltig. Dieser Teil kam mir sogar noch größer vor als der Ausstellungsraum. Ich ging vor bis zum Geländer und schaute in mein Gefängnis hinunter.
Noch jetzt rann mir eine Gänsehaut über den Rücken, als ich die zahlreichen Drahtrollen sah, die verknäult und ineinander verdreht in der Grube lagen. Der Draht war blank, und er schillerte im Licht der Deckenlampen.
Wie tief die Grube war, konnte ich nicht erkennen. Hinter ihr schloß sich ein weiterer Hallenteil an, der völlig leergeräumt war.
Es gab kein Werkzeug mehr, keine Maschinen, nur noch die Sockel, auf denen die Apparate gestanden hatten. Sie wirkten auf dem dunkleren Boden wie helle Inseln aus Beton.
Doch woher kam das Licht?
Es fiel von der Decke her in die Halle hinein. Dort oben waren starke Lampen angebracht worden. Schienen zogen sich quer durch die Halle. Sie hielten die Lampen.
Weitere Türen oder Ausgänge sah ich nicht. Es gab nur den einen, und der war abgeschlossen.
Aber was bezweckte die Gegenseite mit dieser Festbeleuchtung?
Bliesen Golo Gulerian und seine Diener jetzt zum großen Sturm?
Ich mußte mich darauf einstellen!
Plötzlich hörte ich Musik.
Fremde Klänge, etwas orientalisch angehaucht, nicht gerade meinem Geschmack und meiner Mentalität entsprechend. Es schwangen zu viele Disharmonien mit.
Doch ich war sicher, daß diese Musik in Verbindung mit Rauschmitteln auf gewisse Leute ihre Wirkung bestimmt nicht verfehlen würde.
Langsam wurde ich unruhig.
Es paßte mir überhaupt nicht, hier untätig eingeschlossen zu sein.
Wenn ich irgendein Werkzeug finden konnte, war mir schon viel geholfen. Vielleicht eine Brechstange oder etwas Ähnliches.
Die Entscheidung wurde mir abgenommen.
An der Decke begann es.
Ihre Grundfarbe verschwand. Konturen zeichneten sich dort ab, und wie auf einem gewaltigen Fernsehschirm erschien ein Bild.
Ich hatte den Kopf in den Nacken gelegt und hielt den Atem an.

Denn das Bild dort oben zeigte die Bestie von Soho!
Der Anblick traf mich wie ein Schock.
Ich wußte ja, daß Golo Gulerian diese Bestie war, und nun zeigte er sich mir in seiner gesamten Scheußlichkeit. Weit hatte er sein Maul aufgerissen. Ich sah sein mörderisches Gebiß, und ich sah den Umhang, der hinter seinem nackten Körper herflatterte.
Das war nicht alles.
Die Bestie von Soho hockte auf einem gewaltigen, geflügelten Pferd, aus dessen Nüstern gelber Dampf quoll. Das Bild war geprägt von einer absoluten Scheußlichkeit, doch mir war inzwischen klargeworden, daß es zwischen dem Bild und der Realität keinen Unterschied gab.
Die Bestie von Soho existierte tatsächlich, auch wenn sie hier nur als Gemälde zu sehen war.
Warum zeigte sie sich so? Welche Kräfte waren in Gang gesetzt worden?
Darüber brauchte ich mir keine Gedanken mehr zu machen, denn die einzige Tür flog plötzlich mit einem gewaltigen Ruck auf.
Ich kreiselte herum.
Mein Blick fiel durch die Tür, ich hörte das Heulen des Sturms und glaubte, in das Innere der Hölle zu schauen…

***

Sofort verstummten alle Gespräche. Jetzt war es endlich soweit.
Doch Golo Gulerian, der Meister, kam noch nicht! Er machte es spannend.
Glenda Perkins drängte sich eng an Suko. Der Chinese spürte ihr Zittern. Er konnte verstehen, daß sie Angst hatte, denn was auf sie beide zukommen würde, war zum Fürchten.
An mehreren Stellen schwangen Türen auf.
Sie wurden nicht von Geisterhänden bewegt, sondern von den Dienern des genialen Malers. Die Kuttenträger kamen aus allen Richtungen. In den Händen hielten sie lange Kerzen. Ihr Wachs war pechschwarz, die Flammen wurden durch Schalen geschützt, damit sie ruhig weiterbrannten.
Die Diener strebten einem gemeinsamen Ziel zu. Das war der Mittelpunkt des Raumes, und dort stellten sie sich auch auf.
Sie bildeten einen großen Kreis. Er war so weit gefaßt, daß zwischen zwei Kuttenträgern noch eine Person Platz gehabt hätte.
Das war wohl auch der Sinn der Sache.
»Jetzt müssen wir uns trennen!« wisperte Glenda Perkins in Sukos Ohr. Ihre Stimme zitterte.
Der Chinese sagte nichts.
»Sollen wir nicht doch fliehen?«

»Wie denn?«
»Wir könnten versuchen, durch die Glastür…«
»Unmöglich. Das ist Panzerglas. Das schaffen wir niemals.«
»Dann weiß ich mir keinen Rat mehr.«
»Wir machen das Spiel mit«, erklärte Suko. »Es gibt für uns keine andere Möglichkeit.«
»Aber wenn sie uns…«
»Abwarten und die Nerven behalten«, erwiderte der Chinese mit ruhiger Stimme.
Er hatte während des Dialogs mit Glenda die Kuttenträger keinen Moment aus den Augen gelassen. Suko zählte nach und kam ebenfalls auf die Zahl dreizehn.
Und dreizehn Besucher waren anwesend. Beide Gruppen zusammengezählt machte sechsundzwanzig.
Sechsundzwanzig Feinde.
Verdammt viel.
Und sie beide würden übrigbleiben. Für Glenda und ihn gab es keinen Platz mehr innerhalb des Kreises. Sie waren die Ausgestoßenen, die Feinde.
Die nähere Zukunft sah wirklich mehr als düster aus.
Von irgendwoher erklang plötzlich leise Musik. Es waren Klänge, die Suko an den Orient erinnerten.
Suko und Glenda schauten in verzückte Gesichter. Die Augen der Menschen leuchteten in froher Erwartung. Der Meister kündete sein Kommen an, bald würden sie die Erfüllung erleben.
Suko fühlte nach seinen Waffen.
Die Beretta steckte griffbereit im Gürtel, ebenso die Dämonenpeitsche. Er überlegte, ob er Glenda die Pistole geben sollte, ließ es jedoch bleiben. Er wußte nicht, ob das Girl auch damit umgehen konnte. Und ihr jetzt noch die Funktion zu erklären, dazu war die Zeit zu knapp.
Die Glatzköpfe hatten den Kreis gebildet. Unbeweglich standen sie, wie Denkmäler. Der Lichtschein fiel über ihre Gesichter. Er gab der Haut einen rötlich gelben Touch.
Durch ihre kahlen Schädel wirkten sie alle gleich. Jeder konnte jeden ersetzen. Suko sah auch die Kahlschädel unter ihnen, mit denen er gekämpft hatte.
Sie lauerten bestimmt auf eine Rache.
Bisher jedoch hatten sie Suko und Glenda keinen einzigen Blick zugeworfen. Sie waren Luft für sie. Der Chinese wußte jedoch, daß sich das bald änderte.
Die anderen Besucher, die Fans des Meisters, konnten ihre Nervosität nicht verbergen. Sie traten unruhig von einem Fuß auf den anderen, bei einigen huschten die Zungen aufgeregt über die Lippen, die

Augendeckel bewegten sich nervös.

Dann ging der erste vor.

Es war ein junger Mann mit langen braunen Haaren, einem Ziegenbart, unruhig flackernden Augen und einem hohlwangigen Gesicht. Er schien unter Drogeneinfluß zu stehen, denn seine Pupillen hatten sich verkleinert.

Man merkte ihm an, daß er seine Bewegungen nur mühsam zügeln konnte, und als er sich zwischen zwei Kuttenträger stellte, da atmete er befreit auf.

Ein Mädchen folgte. Es trug eine randlose Brille und konnte die Hände nicht ruhig halten. Auch sie nahm ihren Platz ein.

Wieder ging ein Mann. Er war älter, knapp Vierzig. Er ging leicht gebückt. Doch in seinen Augen stand ein fanatischer Glanz. Ja, diese Menschen waren Fanatiker. Sie würden für ihren Meister alles tun.

Auch töten… Daran gab es keinerlei Zweifel. Innerhalb der nächsten vier Minuten hatten alle ihre Plätze eingenommen. Der Kreis war jetzt geschlossen. Neben jedem Kuttenträger stand ein ›normaler‹ Mensch. Zurück blieben nur zwei. Suko, der Chinese, und Glenda Perkins. Für sie war kein Platz mehr vorhanden.

Die beiden fühlten sich unwohl. Vor allen Dingen Glenda. Sie hätte sich am liebsten hundert Meilen weit weg gewünscht, doch das blieb ein Traum.

Sie mußte die nächste Zeit durchstehen, koste es, was es wolle.

Suko warf einen Blick auf die Uhr. Noch eine Minute bis Mitternacht! Dann würde der Meister erscheinen, wenn er den Gesetzen der Finsternis gehorchte. Die Sekunden verrannen. Gleichzeitig wuchs die Spannung.

Bis jetzt brannten noch die zahlreichen Spotlights. Sie strahlten die Bilder an.

Plötzlich verloschen auch sie.

Nur noch die Kerzen gaben ihr Licht. Sie rissen die Gesichter der Wartenden aus der Dunkelheit, machten sie zu starren Masken, die sich nicht bewegten.

Keiner sprach.

Selbst das Atmen war kaum zu hören.

Noch dreißig Sekunden.

Glenda faßte nach Sukos Hand und klammerte sich dort fest. Nur mühsam konnte sie ihre Angst unterdrücken. Bis jetzt hatte sie Golo Gulerian nur auf dem Plakat gesehen, sie war gespannt, ob er auch in Wirklichkeit so aussah.

Noch zehn Sekunden.

Die Musik blieb. Sie lullte die Menschen ein, auch Suko und Glenda hatten sich daran gewöhnt.

Ihnen kamen die Töne nicht mehr so fremd vor.

Noch drei Sekunden, zwei, eine…

Mitternacht!

Wieder schlug der Gong an. Diesmal jedoch lauter, und er hallte auch länger nach.

Im nächsten Moment flackerten die Kerzenflammen. Ein kühler Wind strich durch den Raum.

Und dann kam der Meister!

***

Die Plakate hatten nicht gelogen. Golo Gulerian sah in der Tat so aus wie dort dargestellt.

Er kam aus einer versteckten Tür und schritt langsam auf den Kreis seiner Diener zu.

Völlig kahl war sein Schädel, flach das Gesicht, die Nase kaum zu erkennen und der Mund ein roter Kreis. Der Maler trug einen langen Umhang aus einem violett, gefärbten Leinenstoff, sonst nichts. Er ging etwas schwerfällig, was auf seine gedrungene Gestalt zurückzuführen war, und zwei kleine Kinder begleiteten ihn.

Es waren die beiden aus dem Bild.

Sie gingen einen Schritt hinter Gulerian. Ihre Gesichter waren starr und nichtssagend; die Jungen standen völlig unter dem Bann des grausamen Malers.

Suko und Glenda bedachte Gulerian mit keinem Blick. Die beiden schienen für ihn überhaupt nicht zu existieren, er hatte nur Augen für seine Diener.

Vier Menschen traten zur Seite und öffneten den Kreis.

Golo Gulerian schritt hindurch, erreichte den Mittelpunkt des Kreises, der wieder geschlossen wurde, und ließ sich zu Boden sinken. Er ging in die Knie, bis er so saß wie Buddha.

»Seid ihr bereit?« fragte er.

»Ja!«

Die Antwort drang über dreizehn Lippen. Die Kuttenträger brauchte Gulerian erst gar nicht zu fragen.

»Gut, dann faßt euch an den Händen!«

Seine Diener kamen dem Befehl nach. Die Glatzköpfe wurden diesmal nicht ausgeschlossen.

Nun war der Kreis geschlossen.

Suko und Glenda beobachteten gespannt, wie es weiterging. Ein Frage- und Antwortspiel begann.

»Wer ist euer großer Meister?« fragte Gulerian.

»Du!«

»Und wer ist mein Meister?«

»Der Teufel«, antworteten sie im Chor.

»Was werden wir von ihm erbitten?«

»Den Weg in die Hölle!«
»Und wer nur ist würdig, diesen Weg zu beschreiten?«
»Nur die, die dir voll vertrauen!«
»Welche Gegenleistungen werdet ihr dem Herrn der Hölle geben, wenn er sie fordert?«
»Unser Leben!«
Einstimmig klang die Antwort, und Golo Gulerian nickte zufrieden. Suko und Glenda erschreckten diese Aussagen. So etwas war schlimm. Menschen gerieten nur zu leicht in den Bann des Bösen, und sie daraus zu befreien, war oft sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Das Böse saß so fest in ihnen, als würde es sich mit Krallen halten. Nicht zum erstenmal hatte Suko Besessene gesehen.
Sie waren unberechenbar in ihren Taten und ihrem Wirken.
Hier jedoch steuerte der Maler auf ein bestimmtes Ziel zu. Er wollte seine Gemeinde für den Satan vorbereiten.
Eine schlimme Sache…
Golo Gulerian dozierte weiter. »Die Hölle hat viele Gesichter«, erklärte er. »Ich habe einige von ihnen gemalt, denn der Satan hat erkannt, daß nur ich allein sein großer Diener bin und für ihn meine gesamte Kraft in die Waagschale werfe. Er hat mir Welten gezeigt, die für den normalen Menschen grausam sind, für uns aber das Paradies. Ich habe Sie wiedergegeben – in meinen Bildern, mit meinen Zeichnungen und Gemälden. Viele waren beeindruckt, doch nur wenige fasziniert. Zu der letzteren Gruppe gehört ihr, meine Diener und meine Freunde. Euch wird der Satan viel geben, wenn ihr bereit seid, auf sein Wort zu hören. Erlebt seine Welt und meine Bilder, und seht mich in meiner wahren Gestalt.«
»Was sollen wir tun?« fragte eine Frau aus dem Kreis der Zuhörer.
»Seht euch meine Freunde an«, erwiderte Golo Gulerian. »Schaut genau hin. Sie sind ebenso gekleidet wie ich. Denn sie haben schon gesehen, sie waren bereits in den anderen Welten und stehen nun fest zu mir. Noch heute werdet ihr in den Kreis aufgenommen. Man wird euch die Haare stutzen, damit ihr sein könnt wie ich, und vielleicht gibt euch der Satan auch eine andere Gestalt!«
»Zeige dich, Meister! Wir wollen dich sehen! Wie siehst du wirklich aus?«
»Ihr sollt mich sehen, Freunde! Jetzt und hier!« Golo Gulerian erhob sich.
Glenda Perkins hielt noch immer Sukos Hand fest. »Jetzt«, flüsterte sie, »jetzt passiert es. Ich glaube, er ist ein Dämon.«
Suko nickte. Damit rechnete er auch. Golo Gulerian war sicherlich kein Mensch mehr. Oder einer, der dem Satan so verfallen war, daß er nur noch in dessen Maßstäben dachte.
Gulerian streckte beide Arme aus. Dabei legte er den Kopf in den

Nacken, öffnete seinen kleinen Mund und stieß abgehackte Worte hervor.

»Bild… das Bild … es soll zu mir kommen. Löse deine Kraft und übertrage sie auf mich. Laßt uns die Körper austauschen, denn ich will werden wie er, und er soll werden wie ich. Löse dich von deinem Platz, du Bestie!«

Plötzlich veränderte sich die Luft. Sie wurde dicker, war schwerer zu atmen, und ein süßlich schwefliger Geruch schwängerte den großen Raum.

Glenda Perkins wurde blaß. Es bereitete ihr Mühe, Luft zu holen, auch Suko verzog das Gesicht, während die Diener des Malers ihren Atem förmlich tranken.

Gleichzeitig entstand über dem Kreis ein Schemen, ein gewaltiges Gebilde, das sich langsam niedersenkte und immer mehr Form annahm. Eine Bestie schälte sich hervor! Das Schemen fuhr auf Golo Gulerian nieder und verschwand in dessen Mund! Augenblicklich begann die Veränderung des Malers. Sein Körper – zuvor noch eine menschliche Form – warf diese weg wie eine alte Schale.

Die Kleidung platzte auf, Fetzen flogen davon, und aus der Person Golo Gulerian wurde ein mörderisches Monster.

Gefährlich war es anzusehen. Das Gesicht eine Mischung aus Dogge und Mensch. Gelbe, schmale Raubtieraugen, gefährliche Zähne, mit lang hervorstechenden Eckhauern. Nach außen gebogene Hörner wuchsen aus der breiten Stirn, und aus Fingernägeln wurden lange Krallen. Ebenso wie aus den Fußnägeln.

Die Bestie von Soho war erschienen. Ein dunkelroter Umhang wehte über den Rücken des Monsters, und die Bestie stieß ein gräßliches Fauchen aus.

Fassungslos und mit weit aufgerissenen Augen hatten die Versammelten die Verwandlung mitbekommen. Als die Bestie nun vor ihnen stand und sie fixierte, warfen sie sich auf die Knie und begannen zu schreien.

Nur die Glatzköpfe blieben stehen. Wie auch Glenda und Suko.

»Das ist sie«, hauchte Glenda. »Das ist die Bestie von Soho. Lieber Himmel, sie wird uns töten!« Der Meinung war der Chinese auch.

Sicherheitshalber hatte er die Beretta gezogen. Sechs silberne Kugeln steckten in dem Magazin. Reichten sie? War die Bestie überhaupt mit diesen Geschossen zu töten?

»Steht auf!« brüllte der Maler. »Erhebt euch und schaut mich an, den Abgesandten des Satans!« Die Menschen folgten seinem Befehl. Der Reihe nach kamen sie hoch und hingen mit ihren hörigen Blicken an der Gestalt des Dämons.

Das war kein Mensch mehr.

Golo Gulerian, der begnadete Maler, schöpfte seine Kraft aus der

tiefsten Hölle!
Schaurig lachte er auf. Er war gewachsen, überragte die anderen um mindestens drei Köpfe und stieß fast gegen die Decke.
Suko kam sich so unendlich klein und hilflos vor. Er mußte hochschauen, um dem Dämon ins Gesicht sehen zu können.
Golo Gulerian strahlte eine Bösartigkeit aus, wie es sie auf der Erde nicht gab.
Er war ein Produkt des Teufels!
Sein Lachen hallte durch den Saal. Er warf seinen Körper herum und streckte dabei den Arm aus.
»Schaut auf meine Bilder! Schaut genau hin, denn sie werden anfangen zu leben und euch den Atem der Hölle entgegen wehen!«
Er hatte nicht gelogen.
»Da!« rief Glenda angsterfüllt. »Sieh doch!«
Sie brauchte Suko erst gar nicht aufmerksam zu machen, der Chinese hatte es auch so gesehen.
Das Bild rechts von ihnen führte ein Eigenleben!
Es zeigte eine drohende Alptraumlandschaft mit schwarzem Himmel, der breite violette Streifen aufwies, die in die Unendlichkeit zu verlaufen schienen.
Der Grund schien aus Morast und Sumpf zu bestehen. Er bewegte sich, wogte auf und nieder und warf Blasen, die mit satten Lauten zerplatzten.
Wind, warm und feucht, fuhr aus dem Bild und in die Gesichter der Menschen.
Glenda und Suko drückten sich zurück, bis sie die Wand im Rücken spürten.
Auch andere Bilder lebten.
Auf einem Felsen hockte eine gewaltige Spinne. Sie hatte einen Menschenkopf, und sie begann sich zu bewegen. Gleichzeitig öffnete sich der Mund. Suko und Glenda vernahmen ein heiseres Lachen, das die Menschenspinne ausstieß.
Es war grauenhaft…
Ein Alptraum wurde wahr.
Und die Diener freuten sich. Sie sprengten den Kreis, gerieten in Ekstase und rannten auf die Bilder zu, als wollten sie dort hineintauchen und eingehen in das Grauen der Dimensionen.
Noch schafften sie es nicht, aber Suko war sicher, daß auch dieses ›Problem‹ bald gelöst wurde.
Golo Gulerian fühlte sich ungeheuer wohl. Er genoß seinen Triumph, es kümmerte ihn auch nicht, daß sich zwei Gegner in seiner unmittelbaren Nähe befanden.
Er wußte sie sicher.
»Was machen wir jetzt?« flüsterte Glenda.

»Abwarten!« Suko ließ keinen Blick von dem riesigen Monster.

Etwas ungelenk tappte es durch den Raum, begleitet von seinen dreizehn Dienern, die den Weg ausleuchteten.

Aus manchen Bildern stiegen jetzt graue Schwaden. Dämpfe, die zum Husten reizten und nach Schwefel und verbranntem Fleisch stanken.

Plötzlich schrie Glenda Perkins auf.

Aus dem Bild neben ihr ragte eine Hand! Die Finger krümmten sich zur Klaue, das Gelenk wurde nach rechts gedreht, und Glenda Perkins hatte Angst, daß die Finger sie berührten.

Es war eine regelrechte Klaue, widerlich behaart und mit langen Nägeln.

Auch Suko bekam den Vorgang mit. Bevor die Hand Glenda packen konnte, stieß er das Girl zur Seite und zog die Dämonenpeitsche. Er schlug einmal einen Kreis damit über den Boden, so daß die drei Riemen ausgeschüttelt wurden.

Dann stellte er sich vor das Bild und hob den Arm.

Die Klaue gehörte einem einäugigen Titan, der inmitten eines Urwalds hockte und grunzende Laute ausstieß.

Suko drosch zu.

Die Peitschenriemen klatschten gegen die Hand. Der Titan brüllte auf und warf sich in das Bild zurück.

Wo zuvor die Hand gewesen war, rieselte grauer Staub zu Boden.

Der Titan verging.

Er wurde immer kleiner, schmolz regelrecht zusammen, bis er schließlich verschwunden war.

»Das hätten wir!« keuchte Suko.

Seine Reaktion war nicht unbeobachtet geblieben. Golo Gulerian hatte sie gesehen.

Und nun kümmerte er sich um seine Feinde.

»Los, packt sie!« brüllte er seinen treuesten Dienern zu. »Macht sie nieder!«

Die Kuttenträger hörten den Befehl, sie formierten sich und marschierten auf Glenda Perkins und Suko zu…

***

Glendas Gesicht wurde eine Maske aus Angst. »Was – was machen wir denn jetzt?« hauchte sie.

»Erst einmal herankommen lassen«, erwiderte der Chinese ruhig.

Auch Suko war erregt, doch er zeigte es nicht. Er gab sich äußerlich gelassen.

Die Glatzköpfe gingen nach einem Plan vor. Sie hatten sich in Zweierreihen formiert. Die kräftigsten Männer schritten voran. Jeder hatte seinen Knüppel gezogen.

Die übrigen Verblendeten hielten sich aus dem Kampf heraus. Sie

standen noch voll und ganz unter dem Eindruck der lebenden Bilder. Sie mußten das Geschehen erst einmal verarbeiten und verkraften. Manche von ihnen knieten vor den Gemälden und starrten mit hungrigen Augen in eine Welt voller Angst und Grauen, die sie jedoch nicht als solche empfanden, sondern als ein Paradies.

Das war besonders schlimm.

»Bleib hinter mir!« wies der Chinese Glenda Perkins an. »Ich werde mir die Kameraden vornehmen.«

»Willst du nicht schießen?«

»Nein«, erwiderte Suko. »Es sind Menschen wie wir, und sie stehen nur unter einem Bann. Dieser Gulerian hat sich nicht einmal gescheut, die Kinder mitzunehmen.«

Suko hatte recht. Die beiden Jungen schritten am Schluß der langen Reihe.

Gulerian beobachtete nur. Er schaute auf seine Diener nieder und freute sich darauf, wie sie die beiden Feinde vernichten würden.

Suko baute sich breitbeinig auf. Er nahm die Stellung eines Karatekämpfers ein. Beretta und Dämonenpeitsche hatte er weggesteckt; er wollte den Männern mit seinen bloßen Fäusten entgegentreten.

Sie wollten den Kampf haben – sie würden ihn bekommen!

Die ersten waren heran. Sie hoben die knüppelbewehrten Arme und schlugen sie nach unten. Dabei hatten sie das Gehabe von Automaten. Sie führten immer die gleichen Schläge aus, von oben nach unten. Wichen nicht aus oder steppten zur Seite.

Suko blockte die Schläge ab und konterte mit beiden Fäusten. Die ersten Angreifer flogen zurück in die Reihe ihrer Kumpane und rissen dort einige um.

Sofort setzte Suko nach.

Er kam über sie wie der Teufel über die verlorenen Seelen. Jetzt zeigte der Chinese, was alles in seinen Fäusten steckte. Seine Arme wirbelten, die Fäuste trafen, wo Suko wollte.

Körper zuckten hoch, dumpfe Schreie gellten auf, Knüppel flogen durch die Luft, und an die Wand gelehnt stand Glenda Perkins, sie hatte die rechte Hand zur Faust geballt und gegen ihre Lippen gepreßt.

Sie drückte Suko beide Daumen und fieberte mit.

Sechs Gegner lagen schon am Boden.

Aber sieben waren noch übrig. Zwei von ihnen schlichen in Sukos Rücken, ohne daß der Chinese etwas davon bemerkte. Sie hielten ihre Knüppel schlagbereit, um sie Suko auf den Schädel zu hämmern.

Für eine Warnung war es zu spät, für ein Eingreifen jedoch nicht.

Glenda Perkins überwand sich selbst, verließ ihren Platz und sprintete auf die Kämpfenden zu. Beide Fäuste schmetterte sie in den

Rücken eines Kuttenträgers.

Der wurde nach vorn geworfen, und der Schlag verfehlte Suko knapp. Nicht so der zweite.

Plötzlich spürte der Chinese einen ungeheuer scharfen Schmerz am Hinterkopf. Er riß den Mund auf, schnappte nach Luft und ließ die Fäuste sinken.

Der nächste Hieb traf seinen Magen.

Suko klappte zusammen. Er sah nur noch Sterne, aber er wußte, daß er unter keinen Umständen bewußtlos werden durfte, denn dann war alles verloren.

Wild kämpfte er gegen das Gefühl der Schwäche an, während er sich weiter verteidigte. Nur nicht bewußtlos werden, auf keinen Fall niedergehen.

Einer der Kerle schnappte nach Glenda. Sie wich jedoch aus und zog dem Glatzkopf ihre zehn Nägel durchs Gesicht.

Der fuhr schreiend zurück.

Glenda gelang es, einen Knüppel aufzuheben und ihm einen Kuttenträger über die Glatze zu ziehen. Der Mann torkelte noch drei Schritte weiter und ging dann in die Knie.

Durch ihre Aktion hatte Glenda Perkins dem angeschlagenen Suko ein wenig Luft verschafft.

Und er konnte sich wieder verteidigen. Plötzlich schoß er aus seiner gebückten Haltung hoch und fegte mit einem gewaltigen Rundschlag gleich drei Gegner zu Boden.

Golo Gulerian sah die Chancen seiner Diener sinken. Und das paßte ihm überhaupt nicht. Er hatte sich schon auf den Tod der beiden gefreut, nun drehten sie den Spieß um.

Doch wozu gab es seine Bilder?

Sollten sie den Kampf doch entscheiden!

Golo Gulerian schrie eine finstere Beschwörung, während jede Silbe von einer Schwefelwolke begleitet wurde, die aus seinem Maul quoll.

Sofort änderte sich die Atmosphäre.

Eine rote Höllenglut strich durch den Raum. Heiß, drückend und schwül.

Türen platzten auf, Bilder fielen von den Wänden, und die Motive begannen zu leben.

Sie griffen in den Kampf ein. Die Ungeheuer aus den finsteren Welten kamen.

Das war genau der Augenblick, als ich, John Sinclair, in die Halle stürmte…

***

Es war wirklich ein Höllensturm, der mir da entgegenfauchte. Heiß, glühend, atemberaubend.

Ich kam mir vor wie in einem urwelthaften Land, und Erinnerungen an den Friedhof am Ende der Welt wurden wach. Auch dort war die Luft erfüllt gewesen von Dämpfen und Gasen, so daß man kaum Luft holen konnte.

Schemenhaft sah ich die Gestalten.

Zahlreiche Kuttenträger lagen am Boden. Jemand mußte »aufgeräumt« haben.

Und dieser Jemand war Suko!

Jetzt konnte nicht mehr viel schiefgehen. Mein Partner war da. Es interessierte mich gar nicht, wie er in diese Halle gelangt war, Hauptsache, er stand mir zur Seite.

Ich brüllte seinen Namen.

Der Chinese fuhr herum, wobei er gleichzeitig einen Gegner von sich schleuderte. »John! Komm her, das ist genau richtig für dich!«

Seine Augen blitzten.

Ich schnappte mir bereits den ersten Glatzkopf. Knüppelschwingend lief er auf mich zu. Lange genug hatte ich ›gerostet‹, jetzt wollte ich dem Spuk ein Ende bereiten.

Der Bursche lief mir genau in die Faust. Er verdrehte die Augen und setzte sich hin.

Den nächsten fegte ich mit einem Säbeltritt von den Beinen, Nummer drei bekam eine Kopfnuß.

Nun hatte ich freie Bahn.

Ich stand bereits inmitten der Halle, umwabert von grauroten Dämpfen, die allerdings nicht aus dem Boden stiegen, sondern aus den von den Wänden gefallenen Bildern krochen.

Hastig schaute ich mich um.

Schattenhaft sah ich die riesige Gestalt.

Das war die Bestie von Soho. Sie stieß ein fürchterliches Grollen aus. Vor ihr auf dem Boden lagen normal gekleidete Menschen. Sie krümmten sich in wilden Träumen.

Und dann sah ich die Monster.

Sie krochen aus den Bildern. Die Motive des Golo Gulerian waren zu einem schauerlichen Leben erwacht.

Sekundenlang blieb ich stehen. Der Anblick war wirklich nichts für schwache Nerven. Da gab es Geschöpfe mit fünf Köpfen, sowie Fliegen- und Spinnenmonster.

Mich griff ein Gehenkter an, der noch den Strick um den Hals geschlungen hatte. Sein Gesicht schimmerte blutrot, die Arme waren ausgestreckt und suchten meine Kehle.

Ich drosch die Hände zur Seite und schmetterte ihm die Faust in das rote Gesicht.

Er stoppte, doch umzubringen war er so nicht. Wie eine Maschine ging er weiter.

Suko schlug sich mit einem Fliegenmonster herum, das ihm bis zur Hüfte reichte. Mein Partner hatte die Dämonenpeitsche gezogen. Deren Riemen klatschten über den Rücken des Monsters. Es verging.

Mich griff der Gehenkte wieder an. Ich schaute an ihm vorbei und sah die beiden Jungen des Farmers. Wie Mondsüchtige liefen sie in dem Chaos umher.

»John!«

Das war Sukos Stimme.

Ich drehte den Kopf.

»Hier!« schrie der Chinese. »Fang auf!«

Im nächsten Moment flog etwas Dunkles auf mich zu. Suko hatte nicht genau zielen können, und seine mit Silberkugeln geladene Beretta fiel neben mir zu Boden.

Hastig bückte ich mich.

Da warf sich der Gehenkte auf mich.

Ich wurde zu Boden gedrückt, konnte mich aber durch eine Drehung befreien und ihm den rechten Fuß in den Leib stoßen.

Er taumelte zurück.

Im Liegen feuerte ich.

Das geweihte Silbergeschoß drang dem Toten dicht unterhalb des rechten Auges in den Schädel. Sofort breitete sich die zerstörende Kraft des Silbers aus. Der Gehenkte verging in Sekundenschnelle.

Er barst auseinander.

Ich sprang auf.

Schußbereit hielt ich die Waffe in der Hand und erwartete den nächsten Gegner.

Doch zunächst sah ich Glenda Perkins. Sie drückte sich an der Wand entlang und hatte die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen, denn die wurde von einer Spinne verfolgt, auf deren Panzer ein Menschenkopf wuchs.

Es war der Schädel eines Greises. Weißhaarig, mit grauenvoll verzerrten Gesichtszügen. Die Spinne reichte Glenda bis zum Knie, und allein würde meine Sekretärin mit ihr nicht fertig werden. Das stand fest.

Außerdem war das Tier schnell. Glenda konnte gar nicht so rasch verschwinden.

Der Mund in dem Kopf bewegte sich auf und ab. So paradox es klingt, es sah aus, als würde das Monster lautlose Schreie ausstoßen.

Ich rannte los.

Doch von rechts kam einer der Glatzköpfe. Er mußte vorher schon am Schädel etwas abbekommen haben, denn Blut rann über seine Stirn.

Ich schlug mit der Beretta zu, traf ihn an der anderen Kopfseite und schickte ihn ins Reich der Träume.

Drei weitere große Sprünge brachten mich an die Riesenspinne heran.

Glenda Perkins schrie vor Entsetzen und Ekel, als sie plötzlich zwei Beine an ihren Oberschenkeln spürte.

»Neinnn…!«

»Weg, Glenda!« brüllte ich dazwischen.

Sie hörte mich nicht und blieb stehen.

Ich warf mich auf die Spinne, packte sie und schleuderte sie von dem Girl weg.

Sie krachte gegen eine in der Raummitte stehende Vitrine, kam aber sofort wieder auf ihre Beine und steuerte ihr Ziel an.

Mich!

Ich blieb stehen, senkte den Waffenarm ein wenig und zielte auf den kleinen Kopf.

Es kostete mich viel Überwindung, aber eine andere Möglichkeit blieb mir nicht. Ich mußte feuern.

Der Schuß peitschte auf.

Einen Herzschlag später war der kleine Kopf verschwunden.

Die Spinne ruckte noch vor, doch dann knickten ihre Beine weg, und sie brach zusammen. Auf dem Boden löste sie sich auf.

Das war geschafft. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich drehte mich um und schaute zu Glenda hinüber. Sie war halb in die Knie gesunken, lehnte allerdings immer noch an der Wand und weinte.

Rasch war ich bei ihr.

Sie schaute mich an. »Verstecken Sie sich!« riet ich ihr. »Wir kommen so nicht raus!«

Sie nickte unter Tränen, und auch mein aufmunterndes Lächeln machte sie nicht froher.

Ich aber mußte mich wieder um die Monster kümmern. Diesmal sah ich Suko in großer Bedrängnis, und vor Schreck blieb mir fast das Herz stehen.

Eine gewaltige Schlange – sie besaß zwei Köpfe – hielt meinen Partner umschlungen.

Suko hatte keine Chance. Die Schlange hatte sich so geschickt um seinen Körper gewickelt, daß er seine Arme nicht bewegen konnte.

Und das Biest drückte weiter zu.

Der Chinese schnappte verzweifelt nach Luft. Sein Gesicht war schon bläulich angelaufen, und der gewaltige Druck drohte ihm die Rippen zu brechen.

Es wurde wirklich höchste Zeit, daß ich Suko aus dieser Klemme befreite.

Ich sprintete auf ihn zu, sah sein schweißüberströmtes Gesicht und die weit aufgerissenen Augen, die schon fast aus den Höhlen quollen.

Für Suko ging es wirklich ums Überleben.
»Halte aus!« schrie ich ihm zu und sah einen der beiden Schlangenköpfe dicht vor mir.
Die Zunge wischte mir entgegen. Unruhig bewegte sich der Kopf hin und her.
Mit der linken Hand griff ich zu, bekam den Kopf an seinem Ende zu fassen, drückte zu und schob mit der anderen Hand den Lauf der Beretta in das Maul hinein.
Ich schoß.
Die Kugel jagte in das Maul, und das geweihte Silber entfaltete all seine Kraft.
Eine zweite Kugel brauchte ich nicht zu vergeuden. Die Schlange verdörrte vor meinen Augen und rutschte von Sukos Körper ab.
Mein Partner schnappte verzweifelt nach Luft. »Danke!« keuchte er, »das war im letzten Augenblick.«
Ich schaute ihn an. »Kannst du noch?«
Er lachte trocken. »Was heißt hier können? Ich muß.«
Ich klopfte ihm auf die Schultern. Suko war ein unverwüstlicher Knabe. Er betastete seine Rippen und nickte zufrieden. »Gebrochen ist nichts. Also weiter.«
Im Augenblick sahen wir uns keinen weiteren Angriffen gegenüber. Die Monster hatten sich zurückgezogen. Ich sah jedenfalls keine mehr. Vielleicht verdeckte sie der aus den Bildern quellende Rauch. Vielleicht waren wir ihnen auch zu stark.
Nicht alle gemalten Monster waren aus den Bildern geklettert.
Die meisten trauten sich wohl nicht, oder die Magie des Golo Gulerian hatte nicht voll gewirkt.
Es war ruhig geworden.
Auch die Kuttenträger attackierten uns nicht mehr. Diejenigen, die nicht am Boden lagen, hatten sich um ihren Herrn und Meister geschart.
Er lebte noch.
Ich war sicher, daß wir ihn auch schafften.
Suko hatte meine Gedanken erraten. »Wie willst du Golo Gulerian erledigen?«
»Ich habe nur mein Kreuz.«
»Und ich die Peitsche. Beides zusammen müßte reichen. Zudem ist noch meine Beretta in deinem Besitz.«
»Willst du sie zurückhaben?«
»Nein, behalte sie.« Suko schaute sich um und runzelte plötzlich die Stirn.
»Was hast du?«
»Verdammt, ich sehe Glenda nirgendwo.«
Der Satz schreckte mich auf.

»Glenda!« rief ich und lief ein paar Schritte zur Seite.
Dann sah ich sie.
Und ich hörte das grausame Lachen. Es schien von der Decke auf uns niederzufallen. Ich hob wie Suko den Kopf, schaute nach oben und sah Glenda Perkins.
Golo Gulerian hatte sie sich als Geisel genommen!

***

Vorwürfe?
Natürlich machte ich mir welche, aber zu ändern war nichts mehr. Golo Gulerian hatte die Gelegenheit eiskalt ausgenützt, als ich Suko aus der Umklammerung der Schlange rettete.
Neben mir knirschte der Chinese vor Wut mit den Zähnen. »So lange ist alles gutgegangen!« zischte er. »Sie haben Glenda und mich nicht bekommen. Ausgerechnet jetzt, wo wir auf der Siegerstraße waren, ist es vorbei.«
Das Lachen brach ab.
Golo Gulerian streckte seinen Arm noch höher. Er hielt die dunkelhaarige Glenda wie eine Puppe zwischen den Fingern. Durch seine Größe war ihm das durchaus möglich. Er konnte so fest zugreifen, daß Glenda nicht die Spur einer Chance bekam, aus seiner Klaue zu entwischen.
Er hielt sie hinten am Nacken gepackt, und das Girl schwebte über dem Boden.
»Ist sie nicht nett?« höhnte die Bestie von Soho. »Viel zu schön, um zu sterben. Ich werde sie auch nicht töten, John Sinclair. Ich nehme sie mit in die Hölle und mache sie dem Satan zum Geschenk.«
Mir lief bei diesen seinen Worten ein Schauer über den Rücken.
An dem Wahrheitsgehalt dieser Drohung zweifelte ich nicht eine Sekunde. »Wie gefällt dir das, Sinclair?«
»Gar nicht«, erwiderte ich. »Gib sie frei! Du kannst *mich* dem Satan übergeben.«
»Das würde dir so passen, wie?« höhnte er. »Obwohl mich dein Vorschlag reizt, möchte ich sagen, daß du im Moment zu gefährlich bist. Du bist auch aus der Grube entkommen, womit ich niemals gerechnet hätte. Das allein zeigt mir schon deine Gefährlichkeit und Schläue. Es bleibt dabei, was ich gesagt habe.«
Glenda hatte Angst. Sie bekam jedes Wort mit, und das Echo der Drohung zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. Zum Glück hielt das Monster Glenda so gepackt, daß sie nicht durch die hornigen Krallen verletzt wurde.
Sie trug noch immer das grüne Kleid. Doch es war zerrissen und zeigte große Flecke.
Ich dachte an das Bild, das ich von Golo Gulerian gesehen hatte.

Dort hatte er auf einem geflügelten Pferd gesessen, und das vermißte ich jetzt. Dieser Gaul schien sein Wahrzeichen zu sein.

Ich wollte ihn hinhalten. »Wo haben Sie Ihr Pferd?« schrie ich ihn an.

»Es wird noch kommen, keine Angst.«

»Sind Sie aus dem Bild gestiegen?«

»Ja, das Bild und ich sind eine Person. Wir sind eine Symbiose eingegangen, eine Gemeinschaft. Ich bin das Bild, das Bild bin ich. Der Satan hat mir gestattet, so zu werden. Ich male für ihn, und seine Diener sind auch meine. Er hat mir erlaubt, einen Blick in die Jenseitsreiche zu werfen, ich habe gemalt, was ich sah. Und meine Bilder leben, sie bringen ein objektives Bild vom Reich des Grauens.«

»Was hast du noch vor?« fragte ich, wobei auch ich jetzt in den vertrauteren Tonfall überging.

»Ich werde Soho unterwerfen!« erklärte er. »Diese Menschen hier sollen zittern. Und noch in dieser Nacht werde ich mich zeigen, John Sinclair. Mit meiner Geisel. Ich werde ihnen die Frau vorführen, und niemand kann mich aufhalten, denn wenn du es versuchst, stirbt sie. Hast du mich verstanden?«

»Ja!« krächzte ich.

Er drehte sich um. Wandte mir den Rücken zu, denn er wußte genau, daß ich nicht schießen würde.

Glenda sollte nicht gefährdet werden.

Seine Diener hatten den Worten gelauscht. Ehrfurchtsvoll starrten die glatzköpfigen Kuttenträger zu ihm hoch. Die anderen Menschen erlebten die Szene wohl gar nicht mit. Sie lagen oder saßen auf dem Boden, wiegten die Köpfe und starrten die Bilder an.

»Schließt die Tür auf!« befahl Golo Gulerian.

Zwei Kuttenträger setzten sich in Bewegung. Die große Glastür schwang zurück.

Im gleichen Moment hörten wir ein trompetenhaftes Wiehern.

Ich konnte durch die Glastür schauen, sah in den Gang hinein und entdeckte dort das geflügelte Pferd.

Wie es dahingekommen war, wußte ich nicht. Es stand nur da und wartete auf den Reiter.

Die Bestie von Soho schwang sich auf den Rücken des Gauls.

Glenda wurde wie eine Puppe hochgeschleudert.

Einen Herzschlag später ritt Golo Gulerian an.

Und wir blieben tatenlos zurück…

***

Soho nach Mitternacht!

Wenn woanders der Betrieb abflaute, dann kam er hier erst richtig auf Touren. Die zahlreichen Bars und Lokale hatten Hochbetrieb, fast alle Mädchen waren ausgebucht. Stripperinnen ließen ihre Kleider

fallen, in verschwiegenen Hotelzimmern und Separees wurde Liebe verkauft, und die Umsätze der Wirte und Pächter stiegen.

Soho kochte.

Es war auch die Zeit des Verbrechens. In zahlreichen Hinterhofkneipen wurden Coups ausgeklügelt. Hier saßen die Mitglieder der Banden zusammen, sprachen über Raubzüge und Überfälle, obwohl Soho an sich ›sauber‹ blieb.

Man wollte keinen Ärger, denn wenn dieser Stadtteil unsicher wurde, blieben die Touristen aus. Es gab Banden, die ihre Reviere genau abgesteckt hatten und darauf achteten, daß ihnen kein anderer in die Quere kam.

Wenn doch, dann wurde geschossen, denn auch die englischen Gangster hatten sich der harten Gangart ihrer »Brüder« in den Staaten angepaßt. Die Gentleman-Mentalität war vorbei. Es regierten Revolver und Schlagring.

Noch immer schrien die grellbunten Barreklamen. Sie lockten weiter die sensationslüsternen Touristen in die überfüllten Lokale, als gäbe es nichts anderes auf dieser Welt.

Und die Polizei fuhr Streife.

Ihre Wagen rollten langsam durch die engen Straßen von Soho.

Unterstützt wurden die Beamten von Fußstreifen. Diese Männer gingen immer zu zweit aus Sicherheitsgründen.

In dieser Nacht hatten Jake Trent und Billy Harris Dienst. Beide waren noch jung, und beide träumten sie davon, Streife zu fahren und nicht immer zu Fuß laufen zu müssen. Ihr Bezirk umfaßte vier Straßenzüge, nicht gerade die schlimmste Ecke von Soho, aber auch nicht die harmloseste.

Sie hatten alles in ihrem Revier. Bars, Porno-Shops, Sex-Dielen, aber auch dunkle Hinterhöfe, in denen so mancher Coup ausgehandelt und so manches Geschäft getätigt wurde.

Diese finsteren Höfe eigneten sich besonders als Umschlagplätze für Rauschgift.

Und Heroin war »in«!

Die Bobbys waren bekannt. Auch die Dirnen kannten sie. So manches Wort flog hin und her.

Jake Trent war der ältere der beiden.

»Nur keine persönlichen Kontakte«, warnte er Billy, seinen jüngeren Kollegen. »Du rutschst zu leicht rein in die Scheiße.«

Billy nickte.

Jake Trent sprach weiter. »Wenn du einem einmal den kleinen Finger reichst, dann nehmen sie gleich die ganze Hand, und deine Pension kannst du in den Schornstein schreiben. Es ist auch schwer, einen anderen Job zu bekommen. Wer nimmt schon einen gefeuerten Polizisten?«

Billy Harris hob die Schultern. »Bis jetzt hat es noch niemand versucht.«

»Sei auch in Zukunft vorsichtig«, sagte Jake und löste sich von seinem Kollegen, um auf einen falsch geparkten Rover zuzugehen.

Der Fahrer hatte ihn kurzerhand mit der Schnauze auf den Gehsteig gefahren.

»Eine Unverschämtheit ist das«, schimpfte Jake Trent. Er stellte einen Strafzettel aus und klemmte ihn hinter einen der beiden Scheibenwischer. »Man sollte ihn abschleppen lassen.«

»Da sagst du was.«

Sie gingen weiter.

Vor einem Hotel blieben sie stehen. Billy war aufmerksam geworden. Er hatte hinter der Tür laute Stimmen vernommen. Da geriet sie auch schon in Bewegung, und im nächsten Augenblick flog ein Gast auf die Straße. Ein muskelbepackter Rausschmeißer folgte.

Der Gast war genau vor die Füße der Bobbys gefallen.

Als der Rausschmeißer – es war Trigger – die Polizisten sah, blieb er stehen und senkte seine Arme. Er sprach Jake Trent an, den er kannte.

»Sorry, Konstabler, aber der Kerl machte Ärger.«

Trent nickte. Sein ausgestreckter Zeigefinger tippte gegen Triggers Brust. »Ich hoffe nur, daß du keinen Ärger machst.«

»Nein, Sir.«

Der Gast erhob sich schimpfend. Blut sickerte über die Knöchel seiner rechten Hand. Die Schnapsfahne war schon feuergefährlich.

Billy stellte den Kerl auf die Füße und schob ihn weg.

Die Bobbys gingen weiter. Solche Zwischenfälle waren an der Tagesordnung. Nichts Besonderes.

»Eigentlich möchte ich mir die Gegend um das neue Theater einmal ansehen«, meinte Jake Trent.

»Wieso? Hast du dafür einen bestimmten Grund?«

Trent schüttelte den Kopf. »Nein, aber die Ecke ist ziemlich düster. Und welche Typen da in die Ausstellung dieses komischen Malers geschlichen sind, das ist schon nicht mehr feierlich. Denen sah man die Fixer auf einer Meile Entfernung an. Vielleicht erwischen wir auch welche beim Dealen.«

Billy Harris fand die Idee gar nicht so schlecht. Auf Dealer und Fixer hatten sie in letzter Zeit sowieso den größten Teil ihres Augenmerks gerichtet. Die verdammte Sucht steigerte sich nämlich immer mehr. Experten meinten, daß dies erst die Spitze eines gewaltigen Eisbergs sei.

Die Bobbys hatten nicht weit zu gehen. Die nächste Straße rechts, dann sahen sie schon den Parkplatz vor der Halle. Vier einsame Lampen brannten, sonst präsentierte sich der Platz menschenleer.

Der silbermetallicfarbene Bentley stach den beiden Beamten sofort

ins Auge. Er wurde auch noch von dem Licht gestreift, das aus der großen, gläsernen Eingangstür drang.

»Die haben schon dichtgemacht«, kommentierte Billy Harris, als sie langsam nähergingen.

Sein Kollege nickte. »Trotzdem kann es nicht schaden, wenn wir einmal um das Gebäude herumgehen. Aber leise, wenn ich bitten darf.«

Harris grinste. »Du bist heute besonders mißtrauisch, wie?«

Jake Trent blieb stehen und senkte die Stimme zu einem Flüstern.

»Mir sagt mein Gefühl, daß etwas nicht stimmt. Ich bin davon überzeugt. Wir erleben in dieser Nacht noch eine Überraschung.«

»Unsinn.«

»Sieben Jahre Dienst in Soho haben mich geprägt. Da spürt man, wenn was in der Luft liegt. Das kann man schnüffeln. Warum, glaubst du, lassen die mich hier nicht weg, obwohl ich schon zweimal meine Versetzung beantragt habe? – Ganz einfach, ich kenne mich eben zu gut aus. Das ist es. Die brauchen Leute mit Erfahrung, und wenn du mal meine Jahre hast, wirst du mir recht geben.«

»Vielleicht.«

»Bestimmt sogar, Billy. Bestimmt.«

Sie gingen weiter.

Neben dem Bentley blieben sie stehen. »Ich frage mich nur, was dieser Wagen hier zu suchen hat?« murmelte Jake Trent.

Billy hatte sich gebückt und schaute auf das Nummernschild.

»Ob die Karre geklaut ist?«

»Möglich.«

Während Billy Harris um den Wagen herumschlich wie die Katze um den heißen Brei, fiel der Blick seines Kollegen in das erleuchtete Foyer der Ausstellungshalle.

Sie war leer.

Noch…

Er wollte schon wieder wegschauen, als seine Augen plötzlich groß wurden. Sein Mund öffnete sich. Stockend drangen die Worte über seine Lippen.

»Das… das gibt es doch nicht.«

»Was ist denn?« fragte Billy.

»Da, sieh doch. Ein Kerl, nein, ein Monster auf einem Pferd mit Flügeln.«

Billy Harris lachte. Doch nach dem zweiten Laut blieb ihm das Lachen im Hals stecken.

Jake Trent hatte recht.

Durch das Foyer ritt tatsächlich ein Geschöpf, das wie in der Hölle geboren aussah. Und es hielt eine schwarzhaarige Frau mit der linken Hand umklammert.

Trent faßte nach dem Arm seines jüngeren Kollegen. »Ich träume, Billy, sag, daß ich träume.«
»Du träumst nicht verdammt. Der… das existiert!«
Erstaunen, Grauen und Neugierde bannten die beiden Bobbys. So etwas hatten sie noch nie in ihrem Leben gesehen. Das durfte nicht wahr sein.
Und das Monster ritt näher.
Es war nur noch wenige Yards von der Tür entfernt.
Dann geschah etwas, was die beiden Männer an ihrem Verstand zweifeln ließ.

***

Das Pferd breitete plötzlich seine Flügel aus, wurde schnell und jagte genau auf die Tür zu.
»Nein!« brüllte Billy Harris und riß seine Hand vor die Augen, als wollte er das Unglück aufhalten.
Das geflügelte Pferd brach durch.
Die Scheibe ging zu Bruch. Ein gewaltiger Splitterregen flog den Polizisten entgegen. Einige Teile landeten auf dem Dach des Bentley, wo sie Lack zerkratzten und dann zu Boden rutschten.
Die Bestie von Soho befand sich jetzt im Freien. Die Geisel hielt sie unter den Arm geklemmt, und das Monster sah auch die beiden Polizisten.
Es lachte auf. »Aus dem Weg, ihr Würmer!« brüllte es mit Stentorstimme.
Billy Harris und Jake Trent rührten sich nicht. Sie konnten nicht weg. Fanden nicht die Kraft, sich von der Stelle zu lösen. Zu schlimm war das, was sich ihren Augen bot.
Golo Gulerian ritt weiter. Er nahm keine Rücksicht auf die Männer.
Trent und Harris sahen den riesigen Gaul dicht vor sich. Das geflügelte Pferd bäumte sich auf, die Vorderhufe schlugen wie Hämmer zu.
Jake Trent sah den Huf des rechten Beins dicht vor seinen Augen, und dann traf ihn der schmetternde Schlag an der Stirn. Es war das letzte, was er in seinem Leben mitbekam. Tot fiel er neben dem Wagen zu Boden.
Sein Kollege hatte mehr Glück.
Er wurde zwar auch getroffen, allerdings nur an der Schulter. Die Aufprallwucht wirbelte ihn herum. Er fiel gegen den Kofferraum, merkte, daß er die linke Schulter nicht mehr bewegen konnte, rutschte zu Boden und schaffte es nicht, sich abzustützen.
Schwer fiel er auf das Gesicht.
Golo Gulerian aber ritt weiter. »Soho gehört mir!« brüllte er, und sein Pferd stieg laut wiehernd in die Höhe. Aus den Nüstern drang

schwefelgelber Rauch. Er zeichnete die Spur der Bestie in der Luft nach.

***

»Verdammt, er ist weg!« fluchte Suko und startete.

Ich stand ihm in punkto Schnelligkeit in nichts nach. Nun besannen sich die Glatzköpfe wieder auf ihre eigentliche Aufgabe. Sie mußten ihren Meister verteidigen und uns stoppen.

Sie formierten sich.

Es dauerte allerdings zu lange. Bevor sie eine geschlossene Front gebildet hatten, waren wir schon heran.

Der Chinese flog durch die Luft. Seine Hände waren leicht gekrümmt. Mit Karateschlägen schaffte er sich freie Bahn.

Ich blieb den anderen nichts schuldig. Auch meine Fäuste trafen.

Es war eine Sache von Sekunden, dann hatten wir uns Platz verschafft. Ein letzter Kerl wollte mir noch ein Bein stellen, ich übersprang das Hindernis und befand mich ebenso im Foyer wie Suko.

Die Bestie war verschwunden. Nach ein paar Schritten sahen wir die Bescherung. Golo Gulerian war kurzerhand durch die verschlossene Tür geritten. Von dem Glasausgang hingen nur noch Fragmente in dem Rahmen. »Der will Soho zur Horror-Falle machen!« schrie Suko. »Verdammt, und der schafft es.«

»Noch nicht!« keuchte ich und sprang durch die zerstörte Tür.

Das Licht der Lampen reichte aus, um die beiden Polizisten auf dem Boden liegen zu sehen.

Einer war tot. Sein Kopf war kaum mehr zu erkennen. Der andere lag neben meinem Bentley und stöhnte zum Steinerweichen.

Ich ging neben ihm in die Knie.

»Was ist geschehen?«

»Das Monster!« stöhnte er. »Es kam an. Ich… wir …«

»Wohin ist es geritten?«

»Straße…«

»Danke. Ich hole Hilfe«, sagte ich noch, hielt schon die Autoschlüssel in der Hand und schloß auf.

Suko hechtete auf den Beifahrersitz, ich startete den Wagen. Der Chinese wußte, was er zu tun hatte, griff zum Telefon und rief unsere Zentrale an. In Stichworten erklärte er, was geschehen war.

Der Krankenwagen würde so schnell wie möglich kommen.

Ich riß den Bentley herum. Die Reifen protestierten quietschend, als er in die Kurve fuhr. Die starken Lampen schickten ihre breiten Lichtspeere in die Dunkelheit, berührten alte Mauerwände und glitten über das rauhe Pflaster der Straße.

Nur Gulerian und sein geflügeltes Pferd sahen wir nicht.

»Verdammt, der kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben«,

schimpfte Suko.

Ich stoppte, da wir die Einmündung zu einer belebteren Straße erreichten.

»Nein, er hat sich auch nicht in Luft aufgelöst«, erwiderte ich.

»Hörst du die Schreie?«

Suko nickte. Ein schneller Blick auf meine Seite. »Sollen wir aussteigen?«

»Noch nicht.« Ich, gab wieder Gas. Blinker nach links. Dann in die Straße.

Da sah ich ihn.

Golo Gulerian brauchte es nicht mehr, er hatte bereits das Chaos entfesselt…

***

Ich rammte das Bremspedal fast bis zum Bodenblech durch und sprang aus dem Wagen.

Suko war ebenso schnell draußen. Mit Riesenschritten rannten wir die Straße entlang. Unser Ziel war das Monster, das uns seinen kompakten Rücken zuwandte. Glenda hielt er noch immer in den Klauen. Er hatte seinen Arm um ihre Körpermitte geklemmt, so daß sie zwar Beine und Arme bewegen, jedoch nicht aus dem Griff heraus konnte.

Suko und ich spurteten über den fast menschenleeren Gehsteig.

Ja, die Leute hatten Angst. Fluchtartig waren sie in die Hauseingänge gerannt, hatten sich in Bars und Lokalen versteckt, suchten Schutz vor dem mörderischen Geschöpf.

Nicht alle hatten es geschafft. Ich hörte die Schreie der Niedergerittenen und sah auch die Wagen, die auf der Straße eine dichte Schlange gebildet hatten.

Keiner kam mehr vor und zurück.

Viele Fahrer hatten ihre Autos verlassen. Manche hockten geduckt neben ihren Fahrzeugen.

Das Monster hatte seinen ersten Sieg errungen.

Nicht mehr als fünfzig Yard trennten uns von der Bestie von Soho. Eine Distanz, die wir in wenigen Sekunden zurücklegten.

Ich hatte einen kleinen Vorsprung, überholte das Monster von rechts und sprang dann auf die Fahrbahn, die auf diesem Abschnitt wie leergefegt wirkte, denn kein Fahrer wagte mehr, in dieses Viertel einzubiegen.

Von ferne hörte ich das Heulen der Sirenen. Die Polizei war ebenfalls schon benachrichtigt worden. Die Beamten würden nicht viel tun können, das Monster war stärker.

Während ich lief, hatte ich mein silbernes Kreuz über den Kopf gestreift. Wenn nichts half, das Kruzifix mußte es schaffen. In der

Halle war ich dazu nicht gekommen, weil mich der Kampf gegen die anderen Schreckensgestalten zu sehr in Anspruch genommen hatte.

Doch jetzt standen wir uns allein gegenüber.

Suko blieb auf dem Gehsteig. In der rechten Hand hielt er die Dämonenpeitsche.

Wie ein König thronte die Bestie von Soho auf dem Pferderücken.

Das Maul hatte sie weit geöffnet. Sie präsentierte ihr Gebiß, und die Reißzähne flößten Furcht und Schrecken ein. Der rote Umhang flatterte hinter seinem Rücken. Eine Faust war zur Klaue gekrümmt, während er mit der anderen Glenda Perkins, die angsterfüllte Geisel, festhielt.

In ihrem Gesicht war die Panik eingemeißelt. Ihr grünes Kleid zeigte an der Schulter einen Riß, die helle Haut schimmerte durch.

»Laß die Geisel frei!« forderte ich Golo Gulerian auf. »Du hast keine Chance!«

Wieder lachte er. »Wer sagt das? Du? Geh mir nur aus dem Weg, Sinclair, sonst wirst du ebenso niedergeritten wie die beiden Polizisten. Und du wirst es kaum überleben.«

»Ich bleibe!«

Golo Gulerian fluchte wütend. Der geflügelte Gaul reagierte ähnlich, nur stieß er eine Schwefelwolke aus, die mir unangenehm beißend in die Nase fuhr.

Mein Kreuz hielt ich so in der Hand, daß Golo Gulerian es nicht sehen konnte.

Ich mußte nur Glendas Aufmerksamkeit erregen. Wenn sie einen lichten Moment hatte, *mußte* sie mich doch sehen.

Doch ihre Augen hatten den Glanz verloren. Das bunte Licht der Reklamen warf ein farbiges Muster auf das Monster und seine Geisel, und es erinnerte an ein Bild aus einem phantastischen Zirkus.

Doch es war kein Spiel, sondern bitterer Ernst.

Glenda hob den Kopf. Endlich eine Reaktion. Sie sah mich. Auf ihrem Gesicht breitete sich Unglauben aus.

»Ich bin hier, Glenda!« sagte ich. »Keine Angst, er wird dir nichts antun. Er wagt es nicht.«

Das Monster lachte. »Was sagst du, ich wage es nicht?«

»Nein!«

»Willst du sie sterben sehen?«

Seine Frage schallte durch die Straße. Ich hatte das Gefühl, hier mit ihm allein zu stehen und nicht umgeben zu sein von Fahrzeugen und beobachtenden Menschen.

Hinter mir zuckte das Rotlicht über die Straße. Aus den Augenwinkeln sah ich den Widerschein. Doch kein Polizist ließ sich blicken. Auch sie waren geschockt.

Langsam streckte ich meinen rechten Arm aus und öffnete die Hand.

Das Kreuz schimmerte auf der Fläche.

»Du hast mir noch immer keine Antwort auf meine Frage gegeben«, schrie mich die Bestie von Soho an.

»Zuerst will ich mit ihr reden!«

Golo Gulerian zeigte sich großzügig. »Bitte.«

Die erste Hürde war geschafft. Jetzt mußte ich sehr behutsam vorgehen, damit die Bestie nicht mißtrauisch wurde.

»Kannst du mich hören, Glenda?«

Sie schwieg.

Himmel, warum sagte sie denn nichts? Ich wollte eine Antwort haben, brauchte ihre Reaktion.

»Glenda!«

Jetzt bewegte sich ihr Mund. Allerdings verstand ich nicht, was sie sagte, dafür sprach sie zu leise.

»Geht es dir gut?«

»Ich… ich weiß nicht …«

»Kannst du reagieren?«

»He, keinen langen Dialog!« schrie die Bestie.

Ich hob den rechten Arm. »Es wird keinen Dialog geben!« sagte ich. Und im selben Augenblick sprang ich vor, um meine einzige Chance wahrzunehmen.

»Fang das Kreuz auf, Glenda!« schrie ich. Alles oder nichts! Ich schleuderte mein Kruzifix. Im Licht der Reklame bekam das Silber einen roten Schein. Mit dem Kreuz zugleich schwang auch die Kette auf Glenda Perkins zu. Sie schlug einige Figuren und berührte ihre Hand. »Greif zu!« brüllte ich. »Greif zu!« Ich weiß nicht, ob Glenda meinen Befehl gehört hatte, ihre Finger jedoch schlossen sich instinktiv um das geweihte Metall. Golo Gulerian wußte im Augenblick nicht, was das zu bedeuten hatte.

Er hatte noch nicht mitbekommen, daß ich ihn reinlegte. »Wirf ihm das Kreuz ins Maul!« Meine Stimme überschlug sich fast. Und diesmal begriff Glenda. Ihren Arm konnte sie bewegen. Er schwang hoch und herum. Noch in derselben Sekunde verschwand mein silbernes Kruzifix im Maul des Monsters. Ich konzentrierte mich mehr auf die Bestie. Noch saß sie auf dem Pferderücken. Wild warf sie den Oberkörper nach vorn. Sie hatte das Maul zugeklappt, riß es jetzt wieder auf, um das Kreuz auszuspeien. Das gelang nicht, es mußte sich auf der Zunge festgefressen haben. Golo Gulerian drehte durch. Und zahlreiche Augenpaare bekamen sein Ende mit. Wie ein nasser Sack kippte er vom Pferderücken. Glenda rutschte ihm dabei aus der Hand, doch bevor sie zu Boden fallen konnte, war ich da und fing sie auf. Sofort schaffte ich sie in Deckung eines überdachten Hoteleingangs. Dort brach Glenda zusammen. Golo Gulerian wälzte sich auf den Boden. Suko stand neben ihm, die Dämonenpeitsche

schlagbereit. Gulerian wollte nicht sterben. Mit letzter Kraft kam er auf die Füße. Er schwankte. Verzerrt war sein Gesicht.

Gleichzeitig begann der Schrumpfungsprozeß. Seine Hörner verschwanden ebenso wie die Raubtierfratze. Aus ihm wurde wieder ein Mensch.

»Satan…!« brüllte er, und das Echo hallte schaurig von den Hauswänden wider. »Satan – hilf mir …«

Der Teufel half ihm nicht. Er ließ seinen wertlosen Diener im Stich. Gulerian stolperte auf den Randstein zu, übersah ihn, knickte in den Knien ein und fiel aufs Gesicht.

So blieb er liegen. Als Mensch… Sein Pferd existierte ebenfalls nicht mehr. Es war zu einer Rauchwolke geworden, die vom Wind weggeweht wurde. Neben Golo Gulerian ging ich in die Knie und drehte ihn auf den Rücken. Glanzlose Augen starrten mich an. Der Maler Golo Gulerian war tot! Auch der Teufel hatte ihm nicht helfen können. Aber das begriffen die Menschen, die sich mit ihm einließen, wohl nie. Sein Mund stand halboffen. Ich schaute hinein, sah eine verbrannte Zunge und darauf etwas Silbernes schimmern.

Mein Kreuz. Mit spitzen Fingern klaubte ich es ihm aus dem Rachen. Plötzlich war der Teufel los. Ich hörte zahlreiche Stimmen.

Jetzt wurden die Menschen wach. Ihre Erstarrung verschwand und sie redeten wild durcheinander. Die Polizisten liefen auf mich zu.

Ich zeigte meinen Ausweis und verlangte eine Absperrung. Dann gingen wir zu Glenda. Suko und ich stützten sie, als wir gemeinsam zu meinem Bentley zurückliefen. »Ich hatte solch eine Angst«, weinte Glenda. »Aber Sie haben sich tapfer gehalten«, erwiderte ich lächelnd. »Das hätte nicht jede Frau durchgestanden.«

»Das sagen Sie doch nur so.«

»Nein, ich mein es ernst.« Wir baten Glenda, im Wagen zu warten. Suko und ich gingen noch einmal zurück in die Halle.

Auch hier mußte der Tod des Malers bereits bekannt sein. Die Kuttenträger liefen völlig verstört umher. Manche lachten oder tanzten. Ihre Gesichter hatten einen stupiden Ausdruck angenommen.

Die Menschen waren wahnsinnig geworden.

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als ich sie sah. Ich hoffte nur, daß die Ärzte ihnen helfen konnten.

Der tote Polizist war inzwischen abtransportiert worden. Der Verletzte wurde gerade weggeschafft. Er weinte um seinen Kameraden.

Ich ging wieder nach draußen und rauchte eine Zigarette. Sie schmeckte mir nicht. Nach zwei Zügen warf ich sie weg und drückte sie aus.

»Fahr du mit Glenda nach Hause«, schlug ich Suko vor. »Shao kann sich um sie kümmern. Ich habe hier noch zu tun.«

Der Chinese war einverstanden. Er nahm meinen Bentley. Seine Harley wollte er später abholen.

In großen Mannschaftswagen wurden die Diener des Golo Gulerian abtransportiert. Unter ihnen befanden sich auch die beiden Farmer-Kinder.

Es tat mir in der Seele weh, als ich sie in den Wagen steigen sah.

Wieder einmal hatte ein Dämon Grauen und Angst gebracht. Doch sein ganz großes Ziel hatte er nicht erreicht.

Und das war gut so.

ENDE